

Hochschule Luzern Das Magazin

FEBRUAR 2013

BETONBRÜCKEN

Gefahr durch
Ermüdung genauer
beurteilen

INTERVIEW

Moritz Leuenberger,
ehemaliger Bundesrat

SPIELSUCHT-PRÄVENTION

Sozialkonzepte der
Casinos bewähren sich

OPEN INNOVATION

Den Schwarm zum Fliegen bringen



Wir sind halt heutzutage alle älter als wie wir sind.

KASIMIR UND KAROLINE VOLKSSTÜCK VON ÖDÖN VON HORVATH

Vom 1. Februar bis 7. April 2013

Besuche die Vorstellung und profitiere jetzt von unseren Super-Angeboten für Studierende:

CHARTER-ABONNEMENT

Für CHF 12.– ins Theater!

Das Charter-Abonnement mit 5 frei wählbaren Vorstellungen für CHF 60.–. Egal ob Singen, Sprechen, Tanzen.

LAST-MINUTE-TICKET

Jeden Tag 15 Minuten vor Vorstellungsbeginn die besten Plätze für CHF 15.–!

SAME DAY – HALF PRICE

Weniger spontan: Tickets am Vorstellungstag zum halben Preis.

**LUZERNER
THEATER...**

www.luzernertheater.ch

Das Potenzial der Masse wecken



Sigrid Cariola, Chefredaktorin

Liebe Leserin, lieber Leser

«Die Masse macht keine Fortschritte», bringt der Dramatiker Christian Friedrich Hebbel sein Verständnis der Masse als träge, richtungslose Herde auf den Punkt. Mit dem Siegeszug sozialer Medien wird dieses Bild nun in sein Gegenteil verkehrt: Von der «Weisheit der Vielen», sogar von «Schwarmintelligenz» ist die Rede. Vielzitiertes Beispiel dafür ist das Online-Lexikon Wikipedia, an dem Tausende von Autoren mitwirken.

ETH-Forscher zeigten, dass die Schätzung einer grossen Gruppe von Personen – etwa zur Bevölkerungsdichte der Schweiz – in ihrem Durchschnitt näher an der Wahrheit liegt als die beste Einzelschätzung. Dieser Effekt stellt sich aber nur ein, wenn die Gruppe sehr heterogen zusammengesetzt ist und keiner weiss, was der andere denkt. Sobald diese Information zur Verfügung stand, kippte die Schwarmintelligenz um in den Opportunismus einer Schar Lemminge.

In unserer Titelgeschichte (S. 12) erläutern Wissenschaftler der Hochschule Luzern, unter welchen Voraussetzungen ein Kollektiv nicht nur klug, sondern auch kreativ sein kann und wann dieses Ansinnen nur eines bleibt: theoretische Schwärmerei.

Titelbild

Alice Kolb (24) absolvierte 2011 den Bachelor of Arts in visueller Kommunikation an der Hochschule Luzern – Design & Kunst. Heute studiert sie dort im Master in Art Teaching. www.alicekolb.ch

Fotos: Alice Kolb (Illustration), Jolanda Filibacher Derungs, Marco Zanoni / Pixsil, Beat Brechbühl



Open Innovation: Vielfalt der Akteure bringt Schub

Seite 12

CREATIVE LIVING LAB

- 08 Workshop: ein Strauss an Innovationsmethoden
- 11 Guerrilla Urbanism: das Potenzial von brachliegendem öffentlichem Raum im Experiment erkunden
- 12 Schwarmintelligenz: Open Innovation schont Ressourcen und beflügelt die Kreativität



Moritz Leuenberger

Seite 28



Sagenhaft

Seite 38

- 04 SPEKTRUM
- 06 NAMEN
- 18 BETONBRÜCKEN **Materialermüdung besser verstehen**
- 21 WARMWASSER **Durchlauferhitzer für Grossverbraucher**
- 24 ARBEITSPLATZ **Das Büro von morgen ist vielseitig**
- 27 BEHINDERTE **In Rechtsverfahren oft benachteiligt**
- 28 INTERVIEW **Moritz Leuenberger, ehemaliger Bundesrat**
- 33 PLÄDOYER **Chancen der Globalisierung nutzen**
- 34 FORSCHUNG **Träger und Mittelvergabe in der Schweiz**
- 36 SPIELSUCHT **Früherkennung ist wichtig**
- 38 SAGENHAFT **Studierende animieren alte Sagen**
- 40 UMFRAGE **Warum auf Englisch studieren?**
- 42 SWISSNESS **Ausländische Studierende erkunden die Schweizer Kultur**
- 45 ALUMNI **Organisationen schliessen sich zusammen**
- 46 NACHRICHTEN/WETTBEWERB
- 48 AGENDA
- 49 MEDIENECHO
- 50 ABSOLVENT **Gregor Frei**

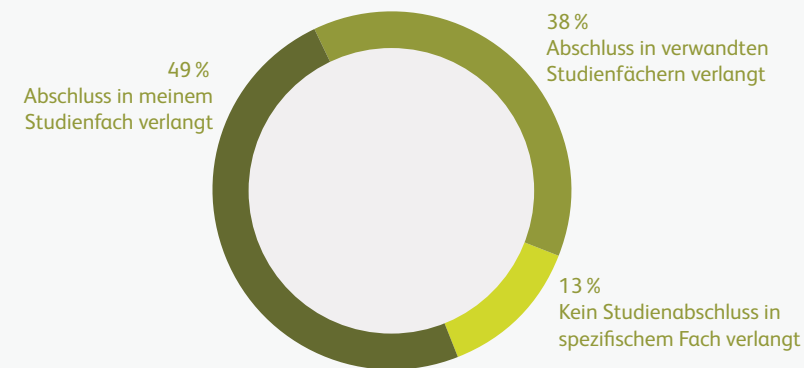
Profifussball als Wirtschaftsfaktor

Der Profifussball-Club FC Luzern löste in der Saison 2011/2012 eine Bruttowertschöpfung von 27 Millionen Franken aus, fast drei Viertel davon entfallen auf den Kanton Luzern. Der grösste Teil entsteht durch die wirtschaftlichen Aktivitäten des Vereins, aber auch Zusatzumsätze in Gastronomie und Hotellerie spielen eine Rolle. Die Wirtschaftsleistung des FC Luzern entspricht in etwa der eines mittelständischen Unternehmens, so das Fazit einer Studie der Hochschule Luzern. In einem zweiten Teil untersuchen die Experten den Aufwand und die Kosten für Sicherheitsmassnahmen im Zusammenhang mit Fussballspielen.

Wenn Mütter töten

Fälle von Kindstötung erregen Aufsehen und verstören. Erstmals untersucht eine Studie das Thema Neonatizid in der Schweiz, den Kindsmord in den ersten 24 Stunden nach der Geburt. Paula Krüger von der Hochschule Luzern wertete Strafprozessakten von 1980 bis 2010 aus zwölf Kantonen aus und befragte rund 375 Personen, darunter Fachleute wie Sozialarbeitende. «Viele Neonatizide sind eine Folge der «negierten Schwangerschaft», die Frauen verschweigen oder verdrängen, dass sie ein Kind bekommen», sagt sie. Das Umfeld zementiert diesen Zustand, indem es unglaubliche Erklärungen beispielsweise zur Gewichtszunahme akzeptiert. Die Forscherin setzt deshalb auf Aufklärung. «Wenn Freunde und Angehörige den Konflikt erkennen, können sie unter Umständen rechtzeitig einschreiten und die Tötung verhindern.» Wie viele Neugeborenentötungen in der Schweiz passieren, lässt sich nicht sagen, die Dunkelziffer ist sehr hoch. Durchschnittlich wird ein Fall pro Jahr bekannt. www.hslu.ch/neonatizid

Grosse Nähe von Studienfach und beruflicher Tätigkeit*



* Studie des Bundesamts für Statistik zur beruflichen Situation von Hochschulabsolventen (2011)

Bachelor-Absolventinnen und -Absolventen der Hochschule Luzern sind häufig in einem ihrem Studium entsprechenden Beruf tätig. Rund 87 Prozent haben eine Stelle, bei der ein Abschluss in ihrem Studienfach oder einem verwandten Studienfach vorausgesetzt wurde. Nur etwa 13 Prozent benötigten zwar einen Hochschulabschluss, aber nicht unbedingt in einem spezifischen Fach. www.bfs.admin.ch

Gegen das Lädeli-Sterben



Die Hochschule Luzern entwickelt Strategien, um Dorfläden zu erhalten.

Die beiden Dorfläden in den Entlebucher Gemeinden Romoos und Doppleschwand kämpften ums Überleben. Im Auftrag der Gemeinden entwickelte die Hochschule

Luzern – Soziale Arbeit Strategien, wie sich ihr Angebot und die Bedürfnisse der Bevölkerung besser in Einklang bringen lassen. Fragebogen-Aktionen sowie zahlreiche Gespräche zeigten: Die Anwohner möchten die Dorfläden zwar erhalten, lassen sich aber von den günstigeren Preisen und der grossen Auswahl in die Grossverteiler der Umgebung locken. Mit der Einführung einer Linie preiswerter Produkte, mit einheimischen Spezialitäten sowie saisonalen Aktionen konnten die Dorfläden nun Gegensteuer geben. In Diskussion sind jetzt auch pendlerfreundliche Öffnungszeiten am Abend sowie die engere Zusammenarbeit mit den übrigen Gewerbebetrieben in den beiden Dörfern.

Ein Bionik-Zentrum für die Schweiz

Fallschirm, Schwimmlösse oder Klettverschluss: Viele Erfindungen sind von der Tier- und Pflanzenwelt inspiriert. Um die Vorbilder aus der Natur besser zu erforschen und beispielsweise für mechanische, chemische oder logistische Innovationen zu nutzen, haben sich verschiedene Institutionen zusammengeschlossen und das schweizweit erste Bionik-Zentrum in Luzern gegründet. Ziel ist es, Firmen bei der Entwicklung von Produkten und Verfahren zu fördern. Das Bionik-Zentrum Luzern wird getragen von der Hochschule Luzern – Technik & Architektur, der MCCS Micro Center Central Switzerland AG, dem Technopark Luzern, der Industrie- und Handelskammer, der Wirtschaftsförderung Luzern sowie vom Innovations-Transfer Zentralschweiz (ITZ). Finanzielle Unterstützung erhält es vom Kanton Luzern und vom Bund.

www.bionikluzern.ch



Windsurf-Finne, die nach dem Vorbild der Flossen von Buckelwalen entwickelt wurde.

Fotos: iStockphoto / Marcelo Sanchez, zYg



Mit vollem Einsatz arbeitet das einzige Schweizer Team am Wohnhaus der Zukunft.

Erstes Schweizer Team für Solar Decathlon am Start

Die Hochschule Luzern – Technik & Architektur hat sich für eine Teilnahme am «Solar Decathlon Europe 2014» qualifiziert. Sie stellt unter 20 Hochschul-Teams aus der ganzen Welt das einzige Schweizer Team, das am Haus der Zukunft arbeitet. Der vom US-Energieministerium initiierte und international angesehene Wettbewerb wird seit 2003 alle zwei Jahre in den USA und seit 2010 alternierend auch

in Europa durchgeführt. Die interdisziplinären Teams haben den Auftrag, ein architektonisch und technisch innovatives Solarhaus mit hohem Wohnkomfort zu entwickeln, das den kommenden sozialen, ökologischen und ökonomischen Herausforderungen gewachsen ist. Die Häuser werden im Sommer 2014 in Versailles aufgebaut und in zehn Disziplinen verglichen und bewertet.

80'000

Franken beträgt das durchschnittliche Jahres-Bruttoeinkommen einer Bachelor-Absolventin bzw. eines Bachelor-Absolventen der Hochschule Luzern. Für eine Studie des Bundesamts für Statistik wurden Berufseinsteiger mit dem Abschlussjahrgang 2010 befragt, vom Wirtschaftsingenieur über die Sozialarbeiterin bis zum Nachwuchsdesigner.

Studie des Bundesamts für Statistik zur beruflichen Situation von Hochschulabsolventen (2011) www.bfs.admin.ch



Wir sind da, wo Sie es am wenigsten erwarten!

In der Tiefe dieses Berges bohrt sich Sandvik durch die Alpen.

Der Untertage-Bohrwagen DT1130 der Sandvik-Gruppe wird beim Bau des Monte Ceneri-Tunnels eingesetzt.

Der Bohrwagen kommt mit einer Höchstgeschwindigkeit von 10 Metern pro Tag voran. Bei Fertigstellung wird es insgesamt vier Tunnel für Hochgeschwindigkeitszüge geben, die den Personen – und Güterverkehr schneller, sicherer, umweltfreundlicher und wirtschaftlicher machen.

Die Ergebnisse von Sandviks Know-how zeigen sich z.B. auch in Windkraftanlagen, Ohren, Getränkedosen, in einem Schiff aus dem 17. Jahrhundert, Wüsten und vielen anderen Orten, die Ihnen wahrscheinlich nie einfallen würden.

Auf der ganzen Welt verbessern wir die Produktivität und Wirtschaftlichkeit der Kunden.

Gleichzeitig reduzieren wir die Umweltauswirkungen.

Erfahren Sie mehr über die Arbeit von Sandvik, indem Sie den QR-Code scannen oder www.sandvik.com besuchen.

Aktuelle Vakanzen unter: www.sandvik.com/career



Santrade Ltd.

Stephan Käppeli Findet den gemeinsamen Nenner



Geschichte ist eines der Hobbys von Stephan Käppeli (48). Sein Verständnis für Traditionen hilft dem Wirtschaftsdozenten bei seiner Arbeit mit Gemeinden. «Wenn zusammengehen soll, was bisher nicht zusammenging, gilt es, mit Identitäten und Spezifika sensibel umzugehen und doch einen gemeinsamen Nenner zu finden», sagt er. Die meisten Gemeinden oder Bezirke wurden im 19. Jahrhundert gebildet, einige haben eine noch längere Geschichte. Ihre Grenzen entsprechen kaum mehr den Lebensgewohnheiten der Bevölkerung. Gemeinsam zu lösende Aufgaben und Probleme sind grenzüberschreitend. Da stellt sich die Frage einer «Fusion». Stephan Käppeli eruiert dabei nicht nur Chancen und Risiken, sondern moderiert auch den Dialog zwischen Politikern und Bevölkerung. Sei dies bei den Fusionsabsichten in der Region Solothurn oder bei der Bezirksreform im Kanton Schwyz. «Damit eine Reform gelingt, muss die Bevölkerung miteinbezogen werden.»

Cyrill Burch Berichtet vom anderen Ende der Welt

Im Sommer 2010 verliess Cyrill Burch Luzern und erreichte – per Autostopp, ohne Flugzeug – nach 22 Monaten Papua-Neuguinea. Zurück in der Schweiz, wollte jeder wissen, wie es war, es folgten Vorträge und Einladungen, u.a. zu «Aeschbacher».

Nicht nur ein «Läutschi», auch ein «Laferi» sei er seit jeher; so verwundert es nicht, dass er mit seiner Reisereportage die Säle füllt. Da bleibt vorerst keine Zeit für weitere Reisepläne, zumal Burch nun an der Hochschule Luzern «Business Engineering Sustainable Energy Systems» studiert. Denn er interessiert sich nicht nur für Reisen, Politik oder interkulturelle Kommunikation, sondern auch für erneuerbare Energien: «Wenn man in einer Millionenstadt wie Chengdu nur Elektroroller sieht



oder drei Tage durch einen riesigen Windpark in der Inneren Mongolei fährt – dann muss man sich fragen, wo die Schweiz eigentlich steht.»

Infos zur Vortragstour: www.vivamos.ch

Alexandra Richter Hilft Absolventen auf die Karriereleiter

«Ich bin immer wieder fasziniert von der grossen Themenpalette unserer Hochschule», erzählt Alexandra Richter, Leiterin des Careers Service der Hochschule Luzern. Besonders bewundert sie die Musikerinnen und Künstler. «Ich bin leider musisch völlig unbegabt.» Die 44-jährige Verwaltungswissenschaftlerin unter-



stützt mit ihrem Team Absolventinnen und Absolventen beim Berufseinstieg,

sei dies mit Kurzseminaren zum richtigen Auftreten im Job, CV-Checks, der Kontaktmesse, bei der Absolventen und Unternehmen zusammenkommen, oder Vorträgen von Alumni. Die Studierenden nutzen die Angebote rege: 2012 nahmen sie rund 300 Beratungen in Anspruch. Von der Arbeit erholt sich Richter am liebsten beim Lesen von österreichischen Krimis oder dann, wenn sie mit ihrem Mann über das gemeinsame Pensionsprojekt sinniert: Auswandern nach Indien.

Gian Walker Gekürt zum Rüdige Lozärner 2012

Er ist der jüngste «Rüdige Lozärner», seit Radio Pilatus den Titel 1994 lanciert hat: der 26-jährige Blasmusik-Student Gian Walker. Heimlich hatten ihn Freunde für diesen Wettbewerb angemeldet, bei dem die Hörer eine besonders engagierte Persönlichkeit wählen. Nach dem ersten Schock folgte eine



emsige Stimmenjagd, galt es doch, u.a. den langjährigen Luzerner Stadtpräsidenten Urs W. Studer zu überrunden. Am Ende konnte Gian Walker 7'408 Personen überzeugen und den 14 Kilos schweren Wanderpokal entgegennehmen. Walker: «Der Preis bedeutet mir als Luzerner sehr viel.» Verdient hat er ihn sich mit vielseitigen musikalischen Engagements: So leitet er die Lucerne Marchingband der Feldmusik Luzern und die Ebikonener Brassband Abinchova. Zudem ist er Tambourmajor der Näbelhüüler Äbike. «Die nächsten grossen Konzerte stehen erst wieder im Sommer an. Bis

dahin kann ich die Zeit als Rüdige Lozärner so richtig auskosten.»

Christof Sigerist Entwickelte ein Trainingsset für Hirnschlagpatienten



Als Dozent für Materialdesign vermittelt Christof Sigerist seinen Studierenden, wie Werkstoffe die Form und Funktion eines Gegenstandes beeinflussen können. Dieses Zusammenspiel perfekt hinzubekommen, galt es auch bei seinem letzten Projekt als Mitinhaber des Designbüros stockwerk3: Im Auftrag einer Ergotherapeutin entwickelten er und sein Partner ein Trainingsset für Hirnschlagpatienten, womit diese ausserhalb des Spitals Bewegungsabläufe üben können. «Die Therapeutin hatte bereits einige Prototypen angefertigt. Wir optimierten diese und brachten sie in eine ansprechende Form», erklärt der 40-Jährige. Als Material wurde Holz gewählt. «Dadurch wirkt das Set weniger steril, sondern fast wie ein Spielzeug oder Wohnaccessoire. Auch ist es betreffend Gewicht, Kosten und Formfähigkeit am besten.» Am WoodAward des Verbands Schweizerischer Schreinermeister und Möbelfabrikanten wurde das Set kürzlich sogar ausgezeichnet.

www.stockwerk3.ch

Fotos: Hochschule Luzern, Cyrill Burch, Radio Pilatus, zVg

Die Gedanken Loopings fahren lassen

Im Grünen sitzen, diskutieren und die berühmte Schere im Kopf in die Ferien schicken? Was nach süßem Nichtstun klingt, liess die Köpfe der Teilnehmenden des CreaLab-Workshops rauchen. Denn gefragt war nichts weniger als: Innovation.

Maxillaria tenuifolia, Laelia perinii, Vanilla planiflora: In allen Farben leuchten die Blumen zwischen Flipcharts, Computern und Stellwänden. Was sonst Besucherinnen und Besucher der Orchideenschau bestaunen, dient nun als inspirierende Umgebung für die CreaLab Summer School zum Thema Innovationsmethoden. «Es ist ein Glücksfall, dass wir hier tagen können. In dieser Umgebung müssen die Ideen ja sprudeln», ist Jacqueline Holzer überzeugt. Die Dozentin am Departement

Wirtschaft der Hochschule Luzern leitet die Veranstaltung im geräumigen Treibhaus des «Luzerner Gartens», wo vier Tage lang unter dem Motto «Make innovation happen!» Ideen für die verschiedensten Fragestellungen ausgetüftelt werden. Vier Vertreterinnen und Vertreter von Unternehmen und Institutionen haben Herausforderungen aus ihrem Arbeitsalltag in die Summer School mitgebracht. Gemeinsam mit Kreativen, Dozierenden und Studierenden der Hochschule Luzern wollen sie ihre Gedanken auf Achterbahnfahrten schicken. Ihre Fälle sollen auch die selbstentwickelten Methoden der eingeladenen Innovationsexperten, die den Workshop als Coachs begleiten, auf den Prüfstand stellen.

Mal schnell die Dimension wechseln

Gruppenweise ziehen sich die Teilnehmenden in liebevoll dekorierte Arbeitsnischen zurück. Bald sind daraus angelegte Diskussionen zu hören. Aus jener Ecke, die von mannshohen Benjaminbäumen abgeschirmt wird, ist hingegen nur das Klicken von Tastaturen zu vernehmen: Die Gruppenmitglieder sitzen konzentriert hinter ihren Laptops und

hämmern Ideen zum Fall von Eveline Amrhyn in die Tasten. Die Leiterin Zentrale Dienste des Heilpädagogischen Zentrums Hohenrain bringt das Projekt neuer Internatspavillons ein, in denen lernbehinderte sowie geistig behinderte Kinder wohnen. «Der jetzige Bau ist nicht mehr zeitgemäss. Bevor wir uns für einen Neu- oder Umbau entscheiden, möchten wir die Bedürfnisse analysieren und uns überlegen, was wir umsetzen können», erklärt sie. Unter Anleitung des Coachs spielt die Gruppe an diesem Beispiel eine Innovationsmethode durch, mit der Ideen auch gleich evaluiert werden können. Die Mitglieder laden ihre Geistesblitze auf eine Plattform, wo sie wie an der Börse gehandelt werden. Jeder Spieler kann die Einfälle der Mitspieler kommentieren und in diese investieren. Jene Idee, welche die meisten Punkte erhält, erscheint zuoberst im Ranking. Schiebetüren, die eine flexible Raumeinteilung ermöglichen? Eine Dimension grösser denken und eine Überbauung für Familien samt Altersheim einplanen? Mit einem Ruck-

Innovation vom Sofa aus

Vom Brainstorming zu Reflective Empathy oder Reframing Matrix? Die Website «Thinkthru – Innovation across Boundaries» soll einen Werkzeugkasten an Innovationsmethoden umfassen und eine Plattform bieten, die es kreativen Köpfen ermöglicht, sich rund um den Globus zu vernetzen. Michael Derrer arbeitet mit Hochdruck daran, dass Thinkthru im Frühling betriebsbereit ist. Der Dozent an der Hochschule Luzern – Wirtschaft und Projektleiter der Website ist sich sicher: «Der interdisziplinäre Austausch von Menschen mit ganz unterschiedlichen Biographien hat noch viel Potenzial. Dieses soll die Website erschliessen.»

<http://thinkthru.n-scouts.com/methods/>



Fotos: Michael Muther, Martina Nay, istockphoto

sack voller Anregungen wechselt Amrhyns Team schliesslich zur nächsten Innovationsmethode, bei der sich die Mitglieder in ihre Kindheit zurückversetzen, um darüber nachzudenken, was junge Menschen brauchen, um sich wohl zu fühlen.

Transfer in den Alltag geglückt

«In der Summer School konnte ich ganz neue Sichtweisen einnehmen, mir das Querdenken erlauben, für das im Arbeitsalltag kaum Zeit bleibt», blickt Amrhyn ein paar Wochen später zurück. «Das Projektteam in Hohenrain hat sich offen gezeigt, als ich mit einem Strauss

an Ideen und Innovationsmethoden für die weitere Arbeit zurückkam. Wir arbeiten nun äusserst fruchtbar mit diesen Inputs, und es ist faszinierend, zu sehen, wie je nach verwendeter Methode immer wieder neue Facetten eines Themas sichtbar werden.»

Auch Jacqueline Holzer ist zufrieden. «Wir haben von den Teilnehmenden erfreuliche Rückmeldungen erhalten. Ein Team trifft sich immer noch zum Gedankenaustausch.» Die Teilnehmenden hätten die ungewöhnliche Arbeitsweise und -umgebung geschätzt, sagt Holzer und fügt schmunzelnd hinzu: «Im normalen Büroalltag kann man sich ja meistens

nicht einfach unter einen Baum setzen und mit einem interdisziplinären Team in aller Ruhe an kreativen Lösungen arbeiten.» Der nächste Workshop wird bereits vorbereitet. Er findet im Frühling statt, ist dann allerdings ausschliesslich Studierenden vorbehalten.

Die Orchideenschau im Luzerner Garten ist vorbei, die Töpfe mit den filigranen Blüten sind weggeräumt. Hat Eveline Amrhyn das unkonventionelle Denken in den Alltag hinüberretten können? Sie lacht: «Ich habe mir einen kleinen Mahnfinger besorgt: Auf meinem Schreibtisch blüht nun eine wunderbare Orchidee.»

Eva Schümperli-Keller

Formation aus dem Untergrund

Geringer Mitteleinsatz, präzise Aktionen, starke Wirkungen: Das macht die Guerrilla-Taktik der Partisanen aus. Wie sie auch die Stadtplanung bereichern könnte, das wird an der Hochschule Luzern erforscht.

— Wenn eines Tages auf dem Weg zur Arbeit Blumen das Trottoir säumen, wo sonst seit Jahren bloss ein nacktes Streifen Erde lag, dann waren vermutlich «Guerrilla Gardeners» am Werk. Auch in Luzern sind sie schon aktiv geworden. Kreativen Aktionen hingegen, die unter dem Begriff «Guerrilla Urbanism» laufen, begegnet man eher in Millionenstädten, wo Bürger und Bürgerinnen etwas selbst in die Hand nehmen, um auf Missstände in ihrem Lebensraum aufmerksam zu machen. Mit einfachen Materialien möbeln sie zum Beispiel leere Plätze auf, bauen Stühle, Tische oder Liegen, um sich ungenutzten oder brachliegenden Raum anzueignen und ihn für eine bestimmte Zeit zu bespielen.

Foto: raumlaborberlin, zVg

«Das Konzept der Guerrilla auf andere Bereiche als die Kriegsführung zu übertragen, wurde schon vielfach und erfolgreich erprobt», erzählt der Architekt und Projektleiter Lars Schuchert vom Kompetenzzentrum Typologie & Planung in Architektur (CCTP) der Hochschule Luzern. «Unser Forschungsprojekt, «Guerrilla Urbanism – An Alternative Approach to Urban Research Practice» will nun untersuchen, wie man die Methode der kompakten, präzisen und aussagekräftigen Taktik in die praxisnahe Forschung einbinden kann, die sich mit Stadtplanung und Quartiersentwicklung auseinandersetzt.» Normalerweise bleiben solche Projekte nämlich lange Zeit sehr abstrakt. Was geplant wird, ist bis zur Realisierung häufig nur über Konzepte, Diagramme und Planzeichnungen zugänglich. Die Bevölkerung wird als dritter Akteur neben der öffentlichen Hand und den Forschenden kaum räumlich aktiv am Prozess beteiligt.

Bald auch in Luzern

Lars Schuchert hofft, dass prototypische Raumexperimente im Luzerner Stadtzentrum, die das Forschungsteam der Hochschule Luzern gemeinsam mit der Bevölkerung durchführen will, zeigen werden, welches Potenzial in ihnen steckt. Zum einen sollen diese Experimente den Dialog zwischen den verschiedenen Akteuren in der Stadtplanung anregen und

so den Bewohnern und Bewohnerinnen mehr Teilhabe an Entscheidungen ermöglichen, die ihren Lebensraum betreffen. Zum anderen wird erforscht, wie konkretes Anschauungsmaterial im öffentlichen Raum die Forschung und die strategische Planung ergänzen und schärfen kann. «Wir werden Aktionen initiieren, die sinnlich wahrnehmbare Objekte schaffen und vor Ort als Medium des Dialogs dienen. Also Architektur, die man erleben und über die man diskutieren kann und anhand derer Bedürfnisse konkretisiert und mögliche Lösungen spielerisch erprobt werden können.»



Gemeinsam bauen – gemeinsam nutzen.

Die erste Guerrilla-Aktion wird im Verlaufe der ersten Wochen des neuen Jahres durchgeführt. Welche Aktionen das Forschungsteam im Sinn hat, darf im Voraus freilich nicht verraten werden: Die Guerrilla-Taktik wäre ohne Überraschungseffekt ja keine Guerrilla-Taktik.

Susanne Gmür

Interdisziplinäres Team

«Guerrilla Urbanism» ist ein Projekt des Interdisziplinären Schwerpunkts «Creative Living Lab» und wird vom Kompetenzzentrum Typologie & Planung in Architektur (CCTP) der Hochschule Luzern geleitet. Daran beteiligt sind ausserdem Forschende aus Fachgebieten der Sozialen Arbeit und aus Design & Kunst.

Angehende Genies starten ihre Karriere nicht im Berner Patentamt, sondern bei Sensirion.

Und werden Teil der Sensirion-Story: Sie stellen die höchsten Ansprüche an sich selbst, weil Sie mehr aus Ihrem Leben machen wollen. Sie machen Ihre Berufung zum Beruf, weil Sie nicht studiert haben, um nach dem Studium damit aufzuhören. Sie freuen sich auf Herausforderungen, bei denen Sie Ihr ganzes Wissen und Ihre ganze Persönlichkeit einbringen können. Dann heissen wir Sie herzlich willkommen bei Sensirion.

Sensirion ist das weltweit führende und mehrfach preisgekrönte Hightech-Unternehmen auf dem Gebiet der Feuchtesensoren und Durchflusssensoren – mit

Niederlassungen in Übersee und im Fernen Osten. Dank unserer einzigartigen CMOSens® Technologie vereinen wir das Sensorelement mit der digitalen Auswerteelektronik auf einem winzigen Siliziumchip. Damit verschieben wir die Grenzen des Messbaren ins schier Unermessliche.

Schreiben Sie Ihre eigenen Kapitel der Sensirion-Erfolgsgeschichte und übernehmen Sie Verantwortung in internationalen Projekten. Schicken Sie uns Ihre Bewerbungsunterlagen und stimmen Sie sich auf www.sensirion.com/jobs auf eine vielversprechende Zukunft ein.

SENSIRION
THE SENSOR COMPANY



Den Schwarm zum Fliegen bringen

Hoher Innovationsdruck, knappe Budgets und kürzere Produktlebenszyklen – Open Innovation kann Unternehmen aus diesem Dilemma helfen und darüber hinaus ein enormes kreatives Potenzial freisetzen. Ein Lehrprojekt der Hochschule Luzern führte Erstsemestler auf praktische Weise an das Konzept heran.

— Ressourcenschonend leben, ohne auf Komfort zu verzichten; unabhängig von Medien und Formaten immer und überall auf Inhalte zugreifen; mobil sein, ohne ein Auto zu besitzen – Kundenbedürfnisse wandeln sich im Lauf der Zeit. Um langfristig erfolgreich zu bleiben, müssen Unternehmen darauf rechtzeitig mit passenden Angeboten reagieren. Innovationsfähigkeit ist deshalb zu einem entscheidenden Wettbewerbsfaktor geworden. Die fortschreitende Spezialisierung macht es Unternehmen

allerdings schwierig, das gesamte für Neuentwicklungen nötige Wissen unter ihrem Dach zu vereinen. Was von quelloffener Software wie Linux und nicht-kommerziellen Projekten wie Wikipedia bekannt ist, nutzen deshalb vermehrt auch Unternehmen: Open Innovation und Co-Creation.

Dabei öffnen Unternehmen ihre Innovationsprozesse. Sie machen ihre Technologien anderen gegen Lizenzen zugänglich, binden selbst externe Kompetenzen ein und entwickeln neue Angebote gemeinsam mit Partnern. Dies können andere Unternehmen, Hochschulen und Berater sein, aber auch Kunden, Lieferanten oder gar die breite Bevölkerung. Die Zusammenarbeit kann sich auf Produkte, aber auch auf andere Bereiche wie Herstellung oder Vertrieb beziehen. Ganz neu ist die Idee nicht: Schon die Konservendose resultierte aus einem öffentlichen Ideenwettbewerb der französischen Regierung, um Lebensmittel für Napoleons Truppen haltbar zu

machen. Heute machen Internet und Web 2.0 die Zusammenarbeit über Distanzen und die Interaktion mit der Masse jedoch einfacher und vor allem schneller. Migros bindet ihre Kunden über ihre Online-Plattform Migipedia unmittelbar in die Produktentwicklung ein.

Kreativität durch Vielfalt

Vorreiter in Sachen Open Innovation sind grosse internationale Konzerne wie Procter & Gamble. Über die weltweite Initiative «Connect + Develop» gelingt es diesem, mehr als die Hälfte seiner Produktinnovationen mit externen Partnern zu realisieren. Der Mischkonzern entwickelte etwa die Hautpflegeserie «Olay Regenerist» aufgrund einer neuartigen Anti-Falten-Technologie, die eine kleine französische Kosmetikfirma entwickelt hatte.

Aber auch für KMU, die teilweise mit sehr begrenzten Ressourcen wirtschaften, birgt Open Innovation grosses Potenzial. «Unternehmen reduzieren da-



«Der Urheberrechtsschutz ist wichtig für den Fortschritt»

Urheberschaft und Entschädigungen lassen sich bei Open Innovation problemlos vertraglich regeln, sagt Prof. Ursula Sury, Leiterin Kompetenzzentrum Management & Law an der Hochschule Luzern. Solange man es frühzeitig tut.

Welche Bedeutung hat der Schutz von geistigem Eigentum für Wirtschaft und Gesellschaft?

Die grösste Bedeutung überhaupt. In Wissensgesellschaften bilden Informationen die eigentlichen Unternehmenswerte, deshalb will man sie schützen. Gleichzeitig sind sie eine wichtige Grundlage für Innovation und Wertschöpfung, weshalb der Gesetzgeber den Zugang zu Informationen nicht unnötig erschweren will. Nicht zuletzt drückt der Schutz von geistigem Eigentum die Wertschätzung einer schöpferischen Leistung aus und sichert dem Urheber ein finanzielles Auskommen. Gäbe es ihn nicht, würde ein wichtiger Anreiz unseres Wirtschaftssystems fehlen. Investitionen in Forschung und Entwicklung blieben aus und damit auch ein gewisser Fortschritt. Der Urheberschutz wird deshalb derzeit weltweit ausgebaut.

Andererseits wurden mit der «GNU-General Public Licence» und den «Creative Commons» Lizenzen geschaffen,

die Dritten Verwendungsrechte an einem Werk explizit einräumen ...

Das ist richtig. Sie sind Produkte einer weltweiten Bewegung jenseits kommerzieller Interessen, die Open Innovation als idealistische Form der gemeinschaftlichen schöpferischen Tätigkeit sieht. Informationen, Wissen und Ideen sollen zum persönlichen Gebrauch und zur Schaffung von Neuem für jedermann verfügbar sein. Über diese Lizenzen kann ein Urheber sein Werk anderen zur Verfügung stellen und trotzdem genau definieren, was damit gemacht werden darf. **Und was passiert, wenn in diesem Umfeld doch etwas entsteht, das richtig Geld abwerfen kann?** Dann stellt sich die Frage, wie die Erfindung aus diesem experimentellen, hochkreativen Umfeld in ein wirtschaftlich rentables Geschäftsmodell überführt werden kann. Das bringt viele Fragen des Vertrags- und Gesellschaftsrechts mit sich, etwa nach der Unternehmensform. Dieser Prozess ist oft schwierig, weil völ-

mit ihre Entwicklungskosten, verteilen das wirtschaftliche Risiko auf mehrere Schultern und lernen mitunter ihre Kunden besser kennen», sagt Jens Meissner, Dozent für Innovationsmanagement am Departement Wirtschaft der Hochschule Luzern. «Zudem gewinnen sie Zeit, was bei kürzer werdenden Produktlebenszyklen wichtig ist.»

Darüber hinaus gibt es einen Aspekt, der Jens Meissner besonders interessiert: «Das kreative Potenzial eines Innovati-

onsvorhabens steigt mit der Zahl der Beteiligten. Es kann eine Dynamik entstehen, bei der sich die Ideen gegenseitig beflügeln.» Experten nennen dieses Phänomen Schwarmintelligenz. Besonders fruchtbar ist der Austausch, wenn unterschiedlichste Perspektiven aufeinandertreffen. So sind viele clevere Erfindungen entstanden, weil zwei getrennt voneinander eingesetzte Entwicklungen verknüpft oder eine Entwicklung in einen anderen Verwendungszusammen-

hang transferiert wurde. Johannes Gutenberg nutzte etwa sein Wissen über Weinpressen und entwickelte nach ihrem Vorbild die erste Druckerpresse. «Will man Neues schaffen, muss man seine gewohnte Umgebung verlassen und über den eigenen Tellerrand blicken», sagt Meissner.

Wie kann sich ein Unternehmen, das Open Innovation gezielt für kommerzielle Zwecke nutzt, die Urheberrechte an gemeinschaftlichen Entwicklungen sichern?

Ein Urheberrecht wird durch natürliche Personen begründet, z.B. den Mitarbeiter einer Firma. Dieses Recht muss sich das Unternehmen vertraglich – durch den Arbeitsvertrag, einen Kooperationsvertrag oder Allgemeine Geschäftsbedingungen – abtreten lassen. Sonst ist jede beteiligte Person Miturheber und kann daraus Rechte am Gesamtwerk geltend machen, notfalls vor Gericht.

Da könnte sich leicht einer um sein Stück vom Kuchen geprellt fühlen. Wie kann ein Unternehmen seine Partner in angemessener Weise entschädigen?

Hier gibt es die unterschiedlichsten Spielarten: von einmaligen Zahlungen bis hin zu Payback-Systemen, bei denen die Partner am Umsatz beteiligt werden, der mit der Erfindung erzielt wird. Alle diese Punkte lassen sich vertraglich regeln. Wichtig ist, sie frühzeitig anzugehen.

Interview: Simona Stalder

Er lancierte gemeinsam mit Urs Gaudenz, Dozent für Open Innovation und Produktinnovation am Departement Technik & Architektur der Hochschule

Luzern, ein Lehrprojekt namens «Distributed Design Collaboration», das die Erstsemestler des Bachelor-Studienganges «International Management & Economics» auf praktische Weise an Open Innovation und Co-Creation her-

anführte. Die Studierenden entwickelten in Gruppen eine Produktidee und setzten diese in einen Prototyp um. Den passenden Rahmen dafür bot die offene Werkstatt Fab-

Lab (siehe Box «Produktionsmittel für jedermann») am Departement Technik & Architektur der Hochschule Luzern. Anschliessend galt es, den Prototyp gezielt zu optimieren und einen Businessplan für die Vermarktung des Produkts zu entwickeln.

Mit den Händen denken

In jeder der drei Phasen liessen die Studierenden ihre Ergebnisse von Studienteams unterschiedlicher Disziplinen in Holland, Dänemark, Kolumbien, Frankreich und Südafrika prüfen und weiterentwickeln. Diese konnten über Kontakte innerhalb des weltweiten FabLab-Netzwerks als Entwicklungspartner gewonnen werden. «Wir wollten eine möglichst breite Vielfalt an Inputs erreichen und den Studierenden Erfahrungen in der Zusammenarbeit über geografische und kulturelle Grenzen hinweg ermöglichen», sagt Urs Gaudenz. Denn genau darauf bereiten sich die Studierenden im Bachelor-Studiengang «International Management & Economics» vor. Die Feedbackteams lieferten mitunter wertvolle Beiträge: «Die Studierenden aus Dänemark haben unseren Entwurf eines platzsparenden Kleiderbügels auf einem 3-D-Drucker ausgedruckt, analysiert und in entscheidenden Details weiterentwickelt», sagt Roberto Niederer, der als einer von rund 30 Studierenden beim Projekt dabei war. Sie modifizierten den Kleiderbügel um ein Verbindungsstück an der Unterseite, an

dem ein zweiter Bügel befestigt und der Raum in der Vertikalen noch besser genutzt werden kann.

Das Lehrprojekt führte die Erstsemestler an verschiedenste Themen heran, die sie im Verlauf ihres Studiums

«Unsere Partner haben den Prototyp in entscheidenden Details weiterentwickelt.»

Roberto Niederer, Student

vertiefen werden, darunter Produktentwicklung, Materialbeschaffung, Finanzierung, Marketing und Vertrieb sowie Projektmanagement. Darüber hinaus schulten sie ihre

Sozialkompetenzen. «Wir kannten uns anfangs kaum, und jeder hatte seine eigenen Ideen. Da war die Kommunikation untereinander sehr wichtig», erzählt Roberto Niederer. In erster Linie wollten die Projektleiter jedoch die kreative Ader der Studierenden anregen, wofür

sie bewusst die Arbeit am Prototyp wählten: «Die Studierenden sollten Gelegenheit haben, zu basteln und für einmal «mit den Händen zu denken». Das kann der Kreativität sehr förderlich sein», sagt Meissner. Dass das Projekt zu Beginn des ersten Semesters stattfand, war auch kein Zufall: «Die Studierenden gingen ohne jede theoretische Vorbelastung an die Arbeit, die ihre Kreativität hätte einschränken können», erklärt Meissner weiter.

Mehrere Coachs begleiteten die Teams. Sie beantworteten technische Fragen und halfen über allfällige Blockaden hinweg. «Aus der eigentlichen Produktentwicklung haben wir uns aber bewusst herausgehalten. Die Studierenden sollten sich ihre eigenen Gedanken machen», sagt Urs Gaudenz, der zwei der Teams selbst betreute.





Produktionsmittel für jedermann

FabLab ist die Kurzform für «fabrication laboratory», was Fabrikationslabor bedeutet. Ein FabLab ist eine Werkstatt, die jedermann Zugang zu industriellen Produktionsmitteln bietet; hier finden sich 3-D-Drucker, Laser-Cutter, CNC-Maschinen sowie verschiedenste Materialien und Handwerkzeuge. FabLabs wollen dazu ermutigen, kreativ zu werden. Erfindungen, die in FabLabs entstehen, können durch den Urheber geschützt und verwertet werden, sollen anderen aber zum Gebrauch und zu Lernzwecken zugänglich bleiben. FabLabs erfüllen auch soziale Funktionen, indem sie bildungsferne Schichten an Produktionsverfahren und -wissen heranführen. In Entwicklungsländern tragen sie zur Verbesserung der Lebensqualität bei.

Das erste FabLab entstand 2002 am Massachusetts Institute of Technology (MIT). Von dort hat sich eine schnell wachsende, weltweite Bewegung entwickelt. Dereinst könnten industrielle Produktionsverfahren in Privathaushalten Eingang halten und damit denselben Weg gehen wie in den 1970er-Jahren der Personal Computer. Produkte könnten damit künftig virtuell erworben und auf dem heimischen 3-D-Drucker realisiert werden.

<http://luzern.fablab.ch>



Das Ergebnis des Projekts sind sechs originelle, durchaus alltagstaugliche Produkte, darunter auch eine Verschalung für Rollatoren, die Wände vor Kratzern durch die Gehhilfe schützen soll, und ein Ordnungssystem für Schubladen, das sich individuell auf die jeweilige Fläche und die gewünschte Anzahl Fächer auslegen lässt.

Richtig einsetzen

Damit Open Innovation gelingt, muss eine Reihe von Rahmenbedingungen stimmen. So entwickelt sich Schwarmintelligenz nur bei bestimmten Arten von Aufgaben, etwa wenn in einem kreativen Prozess eine Lösung entwickelt werden soll. Auch bei Schätzungen liegt das Kollektiv bei einer grossen Zahl von Beteiligten in der Regel richtig, sofern der Median betrachtet wird (jener Wert in einer aufsteigend geordneten Reihe von Antworten, bei dem die eine Hälfte der Antworten tiefer und die andere höher liegt) und die Antworten geheim gegeben werden. Sind sie öffentlich, kann

es aufgrund sozialer Effekte zum gegenteiligen Phänomen kommen, der sogenannten Schwarmdummheit. Das Streben des Individuums nach Konformität mit der Gruppe führt hier zu einer Angleichung der Antworten, es entwickelt sich ein kollektiver Tunnelblick. Äussert sich die Masse in einer Art Abstimmung zu ihren Präferenzen, resultiert aus der Gesamtheit der Antworten naturgemäss etwas, das den Massengeschmack trifft – Vielfalt und Kreativität bleiben dabei meist auf der Strecke (siehe Box «Die Masse mags eintönig»).

Eine Herausforderung bei freiwilligen Kooperationen ist, die Motivation der Beteiligten aufrechtzuerhalten. Das erlebten auch die Luzerner Studierenden. «Als die Produktidee und der frühe Prototyp entstanden, war das Feedback noch sehr ausführlich», schildert Gaudenz. «Je aufwändiger es mit der Zeit wurde, sich mit den geleisteten Vorarbeiten auseinanderzusetzen, umso geringer wurde es.» Die grösste Motivation setzen gewöhnlich Projekte frei, die

altruistischen Zwecken dienen oder mit Marken und Produkten verbunden sind, die eine hohe Identifikationskraft haben. Fehlen solche Motivatoren, müssen sie durch andere Anreize kompensiert werden. Neben materiellen Vorteilen können dies Ansehen, Spass oder das Zugehörigkeitsgefühl sein, das die Arbeit an einem gemeinsamen Ziel vermittelt. Ist eine kommerzielle Vermarktung der gemeinschaftlichen Entwicklung geplant, sollten die Verwertungsrechte und allfällige Entschädigungen an freiwillig Beteiligte jedoch frühzeitig geklärt werden (siehe Interview). Sonst kann es leicht zu Streitigkeiten und eventuell sogar Imageschäden kommen.

Ein Unternehmen hat darüber hinaus weitere Aspekte einzubeziehen: In stark regulierten Unternehmen wie Banken oder Versicherungen kann es mitunter schwierig sein, die für Open Innovation nötige Öffnung nach aussen zu erreichen, weil dabei immer auch Informationen über das Unternehmen preisgegeben werden. Ein Unternehmen sollte sich zudem fragen, in welchen strategisch wichtigen Bereichen es exklusive Kompetenzen benötigt. Es sollte keine

Ressourcen extern beschaffen, die im Hause bestehen. Nicht nur aus Gründen der Effizienz, sondern auch, um die eigenen Mitarbeitenden nicht vor den Kopf zu stossen und zu demotivieren.

Hat ein Unternehmen die Bereiche identifiziert, in denen es externes Know-how beziehen möchte, muss es relevante Quellen identifizieren und erschliessen. Damit ist es aber noch nicht getan. Das Unternehmen muss in der Lage sein, die externen Beiträge zu adaptieren und in konkrete Ergebnisse umzusetzen, was banal klingt, es aber nicht ist. Viele Open-Innovation-Projekte scheitern, weil interne Verantwortliche externe Inputs nach dem Prinzip «nicht aus unserer Küche» ablehnen. Damit Open Innovation gelingt, braucht es deshalb eine entsprechende Unternehmenskultur.

Kontrolle abgeben

Besonders wichtig ist in Jens Meissners Augen eine gewisse Flexibilität im Umgang mit dem Schwarm: «Open-Innova-

tion-Projekte sind schwer steuerbar und behalten immer etwas Unberechenbares.» Man müsse Kontrolle abgeben können, in alternativen Szenarien denken, immer einen Plan B parat haben. Und eine Erfolgsgarantie gebe es schon gar nicht. «Schwarmintelligenz stellt sich nicht auf Knopfdruck ein. Wenn sich aber diese gewisse Dynamik entwickelt,

kann der Schwarm ungeahnte Leistungen hervorbringen», sagt Meissner. Die Begeisterung der Co-Projektleiter für Open Innovation ist inzwischen

auch auf den einen oder anderen Studierenden übersprungen. «Besonders beeindruckt hat mich, wie die Innovationskraft durch den Austausch mit anderen steigt», sagt Roberto Niederer. Er hat aus den Erfahrungen im Projekt ein Fazit gezogen, an das er sich bei künftigen Arbeiten erinnern will: «Mehrere Ansichten sind immer besser als eine.»

Simona Stalder

«Schwarmintelligenz stellt sich nicht auf Knopfdruck ein. Es braucht immer einen Plan B.»

Jens Meissner, Hochschule Luzern

Die Masse mags eintönig

Internet und Social Media verbinden weltweit eine riesige Anzahl und Vielfalt an Menschen. Werden sie als Werkzeug genutzt, um gemeinsam Lösungen zu entwickeln, können sehr kreative Ideen resultieren (siehe Haupttext). Geht es jedoch um qualitative Einschätzungen und persönliche Präferenzen, können Individualität und Kreativität leiden. Dies belegt eine Studie des Center for Customer Insight der Universität St. Gallen, des Instituts für Kommunikation und Marketing der Hochschule Luzern sowie eines führenden europäischen Automobilher-

stellers. Die drei Partner untersuchten, welchen Einfluss die Facebook-Community auf das Verhalten von potenziellen Kunden hat, die ihre Fahrzeuge nach eigenem Gusto konfigurieren.

Ihre designten Modelle wurden in Facebook veröffentlicht, und die Nutzer konnten ihre Meinung dazu äussern. Der potenzielle Kunde hatte anschliessend die Möglichkeit, sein persönliches Modell anzupassen. Das Ergebnis: Fast alle Kunden beschnitten ihr Modell in seiner Individualität. Die Modelle wurden damit massentauglicher, aber auch eintöniger.



Auf Biegen und Brechen

In einem gross angelegten Versuch wollen Ingenieure der Hochschule Luzern die Lebensdauer von Betonbrücken genauer bestimmen. Ihre Messungen können helfen, Sanierungskosten zu sparen und das Risiko, dass eine Brücke bricht, noch weiter zu reduzieren.

Es gibt viele Gründe, weshalb eine Brücke kaputtgehen kann. Durch Naturkatastrophen wie Erdbeben und Überschwemmungen, weil ihre Tragkapazität überschritten wird oder aufgrund des Baugrunds, etwa wenn der Hang rutscht. Oder aber: Die Brücke bricht, weil die «Ermüdungsfestigkeit» des Tragwerks oder eines seiner Teile überschritten ist.

Es sind diese vier Typen von «Grenzzuständen der Tragsicherheit», welche der Schweizerische Ingenieur- und Architektenverein (SIA) unterscheidet. Der vierte Typ, die Ermüdung, ist jener Zustand, der am meisten Fragen aufwirft.

Als Ermüdung bezeichnet man im Bau- und Ingenieurwesen die Abnahme der Leistungsfähigkeit von Materialien,

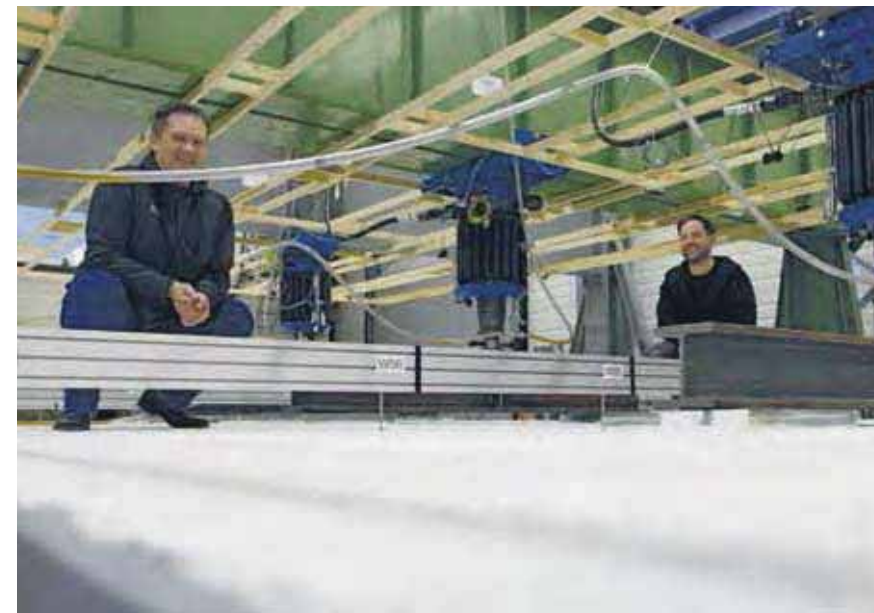
die einer zyklischen Belastung ausgesetzt sind. Das Porzellan bricht in diesem Fall also nicht, weil ein Elefant drauftritt, sondern weil täglich Tausende von Mäusen darüberlaufen. Zwar ist die Ermüdung von Materialien seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Thema von Forschungen, man ist sich jedoch bis heute nicht einig darüber, wann ein Bruch tatsächlich auf Ermüdung zurückzuführen ist.

Das «Riesenbaby»

Ermüdungsriss allein weisen nicht zwingend darauf hin, dass ein Bruch unmittelbar bevorsteht. Wie also entwickeln sich Ermüdungsriss, und wie kündigt sich ein Bruch an? Wann sind Betonbrücken – insbesondere Autobahnbrücken, von denen es in der Schweiz nicht weniger als 3'390 Stück gibt – durch die täglichen Überfahrten von Autos und Lastwagen derart strapaziert, dass sie saniert oder gar verstärkt werden müssen?

Diese Fragen beschäftigen Dr. Karel Thoma von der Hochschule Luzern. Der

Viele Schweizer Betonbrücken haben die Hälfte ihrer Lebensdauer hinter sich und müssen in den nächsten Jahrzehnten saniert werden.



Karel Thoma (links) und Gregor Borkowski kontrollieren den Versuchsaufbau im Labor in Horw.

Dozent für Massivbau setzt sich seit langem mit dem Phänomen der Ermüdung von Betonbrücken auseinander. Im Januar 2011 hat er beim Bundesamt für Strassen (ASTRA) erfolgreich Drittmittel akquiriert, die es dem Kompetenzzentrum für Konstruktiven Ingenieurbau ermöglichen, einen gross angelegten Ermüdungsversuch durchzuführen.

Betritt man die Halle auf dem Campus in Horw, wo der Versuch im Dezember unter der Leitung von Thomas Ingenieurkollegen Gregor Borkowski begonnen hat, trifft man auf eine riesige Konstruktion aus Beton und Stahl. Thoma nennt den Aufbau ihr «Riesenbaby», einzigartig in der Anordnung. Es handelt sich um einen abstrahierten 40-Tonner, der hier bis Ende 2013 fast ununterbrochen über ein nachgebautes Stück Betonbrücke von 12 Metern Länge und 6 Metern Breite «fahren» wird (vgl. Kasten).

Konstruktionsvielfalt beachten

Es verwundert nicht, dass das ASTRA das Forschungsprojekt von Thoma und Borkowski unterstützt: Die Schweiz steht vor dem Problem, dass sie unzählige

Betonbrücken hat, deren Potenzial bald erschöpft sein könnte. Die Berechnungen und Normen aus den 1950er- bis 1970er-Jahren, als die meisten der Betonbrücken gebaut wurden, legen eine Lebensdauer von gut 100 Jahren zugrunde. Viele Brücken befinden sich damit in der zweiten Hälfte ihres Lebenszyklus, und ihre Sanierung und Verstärkung steht zur Diskussion.

Allerdings ist es laut Borkowski mittels der geltenden normativen Vorgaben kaum möglich, den Zusammenhang von Ermüdungsschäden und Tragfähigkeit nachzuweisen. Die bisherigen Schätzungen zur Lebensdauer seien – nicht zuletzt wegen fehlender Erkenntnisse – sehr konservativ gehalten, um ein Versagen in jedem Fall zu verhindern. Zudem widerspiegeln sie nicht das tatsächliche Verhalten der vielen unterschiedlich konstruierten Tragwerke. Diese Vielfalt sei übrigens der Grund, weshalb man die Gesamtkosten für die künftigen Instandsetzungen kaum einschätzen könne, erklärt Guido Biemann vom ASTRA. Auch auf diesem Feld wollen die Luzerner Forscher neue Erkenntnisse gewinnen, Ansätze für eine Normenüber-

arbeitung vorschlagen und weiteren Forschungsbedarf aufzeigen.

Gelingt es Thoma und Borkowski mit ihrem Versuch, die bekannten Tragmodelle zu erweitern, wäre es möglich, die Restnutzungsdauer der Brücken bezüglich der Ermüdung präziser zu bestimmen und genauere Aussagen über Tragverhalten und Tragreserven zu treffen. Verstärkungsprojekte liessen sich womöglich verzögern – oder aber sofort in Angriff nehmen. Differenziertere Modelle bedeuten in Zukunft zwar mehr Rechenaufwand, sagt Thoma. «Aber lieber etwas länger rechnen, um das tatsächliche Tragverhalten festzustellen – um damit womöglich Millionen bei der Ertüchtigung von Brücken zu sparen und gleichzeitig noch mehr Sicherheit zu gewährleisten.»

Susanne Gmür

Versuchsanordnung: Dauerbelastung bis zum Bruch

Die Versuchsanordnung am Kompetenzzentrum für Konstruktiven Ingenieurbau an der Hochschule Luzern simuliert die Achslasten eines Norm-LKWs mittels dreier hydraulischer Pressen, die Tag und Nacht mit 270 Kilonewton abwechselnd auf den Stahlbetonkörper einwirken. Zwei bis drei Millionen Belastungszyklen werden in jeder der vorläufig zwei geplanten Versuchsreihen getestet und Hunderte von Messpunkten auf den Tausendstelmmillimeter genau ausgewertet. Anhand der Messpunkte auf der Oberfläche können Rückschlüsse auf den Beanspruchungszustand innerhalb des Prüfkörpers gemacht werden. Neben den Kräften und Bewegungen der Pressen werden auch Durchbiegungen der Brücke gemessen, um ihre mögliche fortschreitende Schädigung zu erfassen. Im Juni wird die erste Versuchsreihe abgeschlossen.

Ich
erzeuge Energie.



Von Turbinenhalle bis Proberaum: Als Mitarbeitende/r der BKW-Gruppe fliesst Ihre Energie an vielen Orten. Und mit klimafreundlichem Strom aus Wasser, Wind, Sonne und Kernkraft lassen Sie täglich mehr als eine Million Menschen daran teilhaben – unterstützt von 2'800 kompetenten Kolleginnen und Kollegen.

Die BKW-Gruppe entwickelt und realisiert die Energieinfrastruktur von heute und morgen. Realisieren Sie bisher ungenutztes Energiepotenzial und steigern Sie die Effizienz unserer Anlagen, zum Beispiel bei unseren Projekten in der Wasserkraft. Für Ingenieurinnen und Ingenieure gibt es bei uns viel zu tun! Bewerben Sie sich jetzt – Informationen und aktuelle Stellenangebote finden Sie auf der zentralen Stellenbörse unserer Webseite:

www.bkw-fmb.ch/karriere

BKW 

Fotos: Gettyimages / Soren Hald, Heinz Dahinden

Alte Technik neu erfunden

Kochen, duschen, Hände waschen. Dass überall warmes Wasser aus der Leitung kommt, erscheint uns selbstverständlich. Doch die Technik, die diesen Komfort gewährleistet, kostet viel Energie und ist nicht frei von Gesundheitsrisiken. Deshalb arbeiten Forscher der Hochschule Luzern gemeinsam mit Partnern an einer Alternative.



Jederzeit warm duschen: Dafür braucht es heute – etwa in Hallenbädern – riesige Boiler.

■ Kurz bevor das Schwimmbad am Abend schliesst, eilen die letzten Badegäste in die Duschräume. Fröstelnd sehnen sie den Moment herbei, in dem der warme Strahl ihre vom Sport geforderten Muskeln beruhigt.

Hoher Energieverbrauch und Legionellengefahr

Damit jederzeit genügend warmes Wasser zur Verfügung steht, sind heute in grossen Gebäuden wie Hotels oder Sportstätten häufig riesige Warmwasserspei-

cher mit bis zu mehreren tausend Litern Fassungsvermögen installiert. Darin wird – wie in einem in Haushalten üblichen Boiler – das Wasser nicht nur erhitzt, sondern auch so lange warm gehalten, bis es an einer der vielen Zapfstellen im Gebäude gebraucht wird. «Das funktioniert gut, allerdings frisst ein solcher Vorratsspeicher Unmengen an Energie», sagt Benoit Sicre, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Integrale Gebäudetechnik (ZIG) an der Hochschule Luzern in Horw. Oft sei der Energiever-

brauch zudem völlig unnötig. Dann nämlich, wenn über längere Zeit kein warmes Wasser gebraucht wird – beispielsweise an Tagen, an denen die Sportanlagen geschlossen seien. «Das ist alles andere als energieeffizient», sagt Sicre. Aber nicht nur der hohe Energieverbrauch der Vorratsspeicher ist ihm ein Dorn im Auge. Denn das stehende, warme Wasser birgt auch Gefahren. «Es können sich darin Legionellen vermehren», so der Forscher. Das kann schlimme Folgen haben für Menschen mit einem schwachen Immunsystem – vor allem für Ältere oder Kranke. Weil diese Legionellen durch feine Tröpfchen übertragen werden, lauert die Gefahr einer Infektion überall dort, wo der Mensch Aerosol aus Wasser einatmet, das über längere Zeit gestanden hat – beispielsweise unter der Dusche. Deshalb sollte

«Warmwasserspeicher sind Energiefresser. Zudem können sich darin Legionellen vermehren.»

Benoit Sicre, Hochschule Luzern

das Wasser in Vorratsspeichern generell auf etwa 60 Grad Celsius gebracht werden. Das tötet die Bakterien ab.

Frischwasserstation statt Warmwasserspeicher

Doch weil dies viel Energie verbraucht, arbeitet Sicre gemeinsam mit Partnern vom Institut für Solartechnik (SPF) der Hochschule Rapperswil und der Urdorfer Firma Taconova in einem von der Kommission für Technologie und Innovation (KTI) unterstützten Projekt an einem System, das deutlich sparsamer ist. Die Idee: Statt das Wasser lange im Voraus zu erhitzen, wird es wie bei einem althergebrachten Durchlauferhitzer nur dann erwärmt, wenn tatsächlich Bedarf besteht. Während der aber in der Regel mit Erdgas oder Strom funktioniert, kann die neuartige Frischwasserstation auch an andere, alternative Energiequel-



Der Projektleiter Benoit Sicre testet die neu entwickelte Regelung der Frischwasserstation.

len wie Solarwärme, Wärmepumpen oder Prozessabwärme angeschlossen werden. Diese speisen dann einen so genannten Plattenwärmetauscher, der das kalte Wasser innert Sekunden auf 60 Grad Celsius bringt. Zudem kommt das System ohne klassischen Wasserspeicher aus und ist deshalb bedeutend kleiner als herkömmliche Anlagen.

Für Grossverbraucher entwickelt

Neu ist die Idee nicht. Schon Grossmutter kannte den Durchlauferhitzer, und auch grössere Frischwasserstationen sind schon seit einigen Jahren auf dem Markt. Allerdings sind diese für Einfamilien- und kleinere Mehrfamilienhäuser konzipiert worden. Das neue Produkt hingegen soll den deutlich grösseren Warmwasserbedarf von öffentlichen Gebäuden, Hotels und Sportstätten decken. Dieses Ziel stellt die Forscher vor eine grosse Herausforderung. Die Station muss jederzeit warmes Wasser liefern können – unabhängig davon, wie viele Leute gleichzeitig den Hahn öffnen. Deswegen sei die Regelung

das absolute Herzstück des Systems, so Benoit Sicre. «Sie muss grosse Bedarfsschwankungen erkennen und ausgleichen können, ohne dass der Nutzer davon etwas merkt.» Damit das in Zukunft auch tatsächlich der Fall ist, testen die Forscher die Neuentwicklung auf Herz und Nieren. Beispielsweise untersuchen sie mittels simulierter Zapfungen, wie sich die Anlage hinsichtlich Energieeffizienz, Komfort und Verlässlichkeit noch verbessern lässt.

Gesetzgebung lässt Nachfrage steigen

Dass Frischwasserstationen Zukunft haben, steht auch für Ralph Seewald, CEO von Taconova, ausser Frage: «Da ist

«Frischwasserstationen haben Zukunft, da ist in Europa ein deutlicher Trend erkennbar.»

Ralph Seewald, CEO Taconova

ein deutlicher Trend erkennbar.» Unter anderem auch deshalb, weil kürzlich die deutsche Trinkwasserverordnung geändert wurde: Künftig müssen in Deutschland Vermie-

ter die Wasserqualität in ihren Objekten jährlich testen lassen. Untersucht wird auch auf Legionellen. Wenn die Bakterien nachgewiesen werden, müssen

sämtliche Rohre und Speicher aufwendig gereinigt und desinfiziert werden. Das kann teuer werden. Deswegen suchen die Hausbesitzer nun verstärkt nach Alternativen. Seit dem neuen Beschluss sei auch bei Taconova die Nachfrage an Frischwassersystemen gestiegen, so Seewald – und das nicht nur aus Deutschland. Er nimmt an, dass bald auch andere Länder dem Beispiel unseres nördlichen Nachbarn folgen. «Entweder freiwillig oder weil solche Regelungen schnell EU-Recht werden.» Bis dahin wolle sein Unternehmen gerüstet sein. Deshalb wird nun ein Prototyp der Grossstation angefertigt. Während die Forscher der Hochschule Luzern diesen noch einmal im Teststand prüfen, bereiten die Mitarbeiter von Taconova bereits die Markteinführung vor. Wenn alles nach Plan läuft, kommt die Serie der neu entwickelten Frischwasserstationen im Sommer 2014 auf den Markt. **Fee Annabelle Riebeling**

Testen für das Wohlfühl

Das Zentrum für Integrale Gebäudetechnik an der Hochschule Luzern – Technik & Architektur ist spezialisiert auf Forschungs- und Prüftätigkeiten im Bereich Heizungs-, Lüftungs-, Klima- und Sanitärtechnik (HLKS). Wichtige Themen sind Energieeffizienz im Gebäude und Komfort. Zu den Kernkompetenzen gehören die Anwendung von verschiedenen Simulationsmethoden sowie strömungstechnische, akustische und wärmetechnische Messungen. Auch Luftdurchlässigkeitsmessungen und thermografische Aufnahmen von Gebäuden gehören zum Angebot. Zudem bieten die Spezialisten Beratungen für Energiekonzepte an. Darüber hinaus beherbergt das ZIG auch die Zertifizierungsstelle für Minergie-P-Gebäude in der Schweiz.

Informieren Sie sich.

Lucerne University of Applied Sciences and Arts
HOCHSCHULE LUZERN
FH Zentralschweiz

Weiterbildung 2013/14

- Executive Master of Advanced Studies in Business Administration EMBA
- Master of Advanced Studies MAS
- Diploma of Advanced Studies DAS
- Certificate of Advanced Studies CAS
- Weitere Kurse und Seminare

www.hslu.ch/weiterbildung

Flyer nicht mehr vorhanden? Bestellen Sie ihn unter www.publikationen.hslu.ch > Weiterbildung

Abend der Weiterbildung: Informationen und Beratung zu den Weiterbildungsangeboten
Mittwoch, 6. März 2013, 17.00 bis 20.00 Uhr, Zentralstrasse 9, Luzern (direkt beim Bahnhof)
www.hslu.ch/abendderweiterbildung

Das Büro, ein Ort der Optionen

Obwohl wir zunehmend virtuell kommunizieren und praktisch überall arbeiten können, bleibt das Büro als Ort der Begegnung, Identifikation und Kooperation unverzichtbar. Das zeigt «Office in Motion», eine Studie von Architektinnen und Architekten der Hochschule Luzern.

■ Wenn es möglich ist, vom eigenen Sofa aus an einer Webkonferenz teilzunehmen, im Zug die Powerpoint-Präsentation vorzubereiten oder im Café um die Ecke neue Projekte zu skizzieren, stellt sich die Frage: «Braucht es das Büro überhaupt noch?» Für Jürgen Dürrbaum von der Vitra AG, Produzentin von Büromöbeln, Motiv genug, der Sache mit Forschungspartnern auf den

Grund zu gehen. Die beruhigende Erkenntnis für Dürrbaum: «Ja, das Büro wird es weiterhin geben. Allerdings wird es sich entschieden wandeln. Während das Büro im letzten Jahrhundert ein statisch eingerichteter Ort war, wird es nun zu einem Ort der Optionen.» Unsere Arbeitswelt ist zunehmend flexibler, virtueller und komplexer organisiert, und statt Produkten und Materialien stehen



Das Büro als Fabrik: Vorsteher überwachen die Angestellten bei der Arbeit.

Das Büro der Zukunft

Die Studie fasst in fünf Thesen zusammen, was das Büro auch in Zukunft zu einem unverzichtbaren Ort macht und was es den Mitarbeitenden bieten sollte:

Heimat – Das Büro stiftet Identität, vermittelt Kultur, schafft Kontext und ermöglicht interaktive, emotionale und sozial vermittelte Arbeitsprozesse.

Ankerplatz – Im Büro werden die zunehmend extern und mobil arbeitenden Mitarbeitenden bei der Organisation ihrer Arbeit und beim Selbstmanagement unterstützt.

Kollabomeet – Für Begegnung und Kollaboration zwischen den einzelnen Mitarbeitenden stellt das Büro differenzierte Raumsituationen zur Verfügung.

Vielfalt – Die physische Arbeitsumgebung ist vielfältig und anpassbar gestaltet, sodass unterschiedliches räumliches Erleben möglich wird.

Human Digitals – Die Arbeitswelt der Zukunft bietet digitale Werkzeuge an, die für Mitarbeitende einfach zu bedienen und auch sinnlich begreifbar sind.

Zum Forschungsteam gehören:

Architektinnen des Kompetenzzentrums Typologie & Planung in Architektur (CTP) der Hochschule Luzern, Arbeits- und Organisationspsychologen der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW), Forschende des Instituts Medientechnik der Technischen Universität Ilmenau, die Wirtschaftspartnerinnen Vitra AG und de.velop AG sowie die Fachstelle «Religion Technik Wirtschaft» der FHNW.



Büros werden künftig eine Vielfalt von Funktionen erfüllen und etwa Begegnung und Rückzug gleichermassen Raum bieten.

Dienstleistungen und Informationen im Zentrum der Tätigkeiten. «Wer im Büro arbeitet, ist immer seltener jemand, der einfache Routineaufgaben erledigt, sondern immer häufiger ein Wissensarbeitender, der sich selbst managen muss», erklärt die Projektleiterin Sibylla Amstutz vom Kompetenzzentrum Typologie & Planung in Architektur.

Büros spiegeln die Vielfalt an Jobprofilen

Nehmen wir Erich. Sein Job ist es, neue Ideen und Produkte zu entwickeln. Er ist häufig am Unternehmenssitz anwesend, braucht aber keinen fixen Schreibtisch. Was er braucht, sind Orte, an denen er mit anderen diskutieren und Prototypen entwickeln kann, sowie ein Net-Interface, das es erlaubt, sich überall einzuloggen. Noch weniger an einen traditionellen Büroarbeitsplatz gebunden ist Mei. Sie ist weltweit unterwegs, um neue Aufträge zu akquirieren oder Produkte zu präsentieren. Wenn sie einmal wöchentlich vor Ort ist, dann will sie sich mit Kol-

legen und Kolleginnen treffen und Informationen austauschen. Heidi hingegen kommt jeden Tag ins Büro. Ihre Aufgabe ist besonders eng mit dem Office verbunden, denn als Coach ist sie dafür zuständig, dass sich die Mitarbeitenden in ihren unterschiedlichen Arbeitssituationen und -prozessen zurechtfinden.

Erich, Mei und Heidi sind drei von neun fiktiven Rollenprofilen, die dem Forschungsteam der Studie «Office in Motion» dazu gedient haben, zukünftige Anforderungen an das Büro zu differenzieren. Ermittelt und präzisiert wurden sie in Gruppendiskussionen, Workshops und Experteninterviews.

Neue alte Sehnsüchte aufgedeckt

Gezeigt hat sich zum Beispiel, dass Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einen Zuwachs an Autonomie oder Arbeitsmöglichkeiten ausserhalb des Büros begrüssen; auf der anderen Seite wird es für sie aber auch schwieriger, den Sinn der eigenen Tätigkeit zu erkennen und sich mit dem Unternehmen zu identifi-

zieren. Mehr Autonomie bedeutet überdies mehr Selbstmanagement. Die Studie zeigt, dass die Mitarbeitenden hierbei Unterstützung und auch eine gewisse Führung und Struktur wünschen. Um diese Anforderung zu erfüllen, werden in einem Unternehmen vermehrt Coaches wie Heidi gefragt sein.

Was ebenfalls verloren geht, wenn die Mitarbeitenden weniger an ein Büro gebunden sind, ist die physische Begegnung. Damit entfällt wichtiges Potenzial für die Innovationsfähigkeit eines Unternehmens, hält Sibylla Amstutz fest. Trifft sich Erich im Büro mit anderen, können sich ungewöhnliche Sichtweisen und neue Ideen viel eher entwickeln als in einer Videokonferenz oder wenn er allein zu Hause arbeiten würde.

Von den Bedürfnissen zur räumlichen Umsetzung

«Office in Motion» zeigt insgesamt, dass Trends wie Mobilisierung, Autonomisierung, Beschleunigung oder Dekontextualisierung zum einen gegenläufige Sehnsüchte und Bedürfnisse wecken und zum anderen auch nachteilige Folgen für die Unternehmen haben können.

Das Kompetenzzentrum Typologie & Planung in Architektur brachte sich vor allem dort ein, wo es galt, die Bedürfnisse nach Orten für Begegnung, Rückzug, Kooperation, Besprechung und Bewegung in räumliche Situationen zu übersetzen. Sibylla Amstutz und ihr Team definierten für jeden dieser fünf Orte verschiedene Raumqualitäten. Begegnungsorte sollten beispielsweise einsehbar sein, sodass Gespräche spontan initiiert werden können; sie sollten auf die Teamgrösse zugeschnitten sein und eine dem Zweck entsprechende Infrastruktur aufweisen. Die Studie zeigt, dass selbst die Wegführung durch ein Gebäude einen Einfluss darauf hat, ob es leicht- oder schwerfällt, Goethes Rat zu folgen: «Vermeide niemanden, der dir begegnet. Du findest leicht einen, dem du hilfst, einen, der dir helfen kann.»

Susanne Gmür



UD|print
Erwartungen
übertreffen.



24 Stunden im Blickkontakt mit unseren Kunden

- Premedia.** In unserer modernen Offset- und Digitaldruckerei produzieren wir Ihre Printprodukte in qualitativer Höchstklasse. Webbasierte **Print.** Tools koordinieren Ihre Kommunikationsmittel und lassen Sie Ihr Corporate Design konsequent umsetzen. Durch professionelle und kompetente Beratung sowie einen umfassenden Service finden wir in jeder Phase Ihres Auftrages immer die optimale Lösung. Bringen Sie Ihre Kommunikation mit uns ins Rollen. **Solutions.** **Wann dürfen wir Ihre Erwartungen übertreffen?**

UD Print AG | Reusseggstrasse 9 | T. 041 491 91 91
Postfach | F. 041 491 91 92
6002 Luzern | www.ud-print.ch



Wenn Vorurteile mit zu Gericht sitzen

Werden geistig behinderte Menschen Opfer sexueller Gewalt, haben sie geringere Chancen auf ein gerechtes Verfahren als nicht behinderte. Dies belegt eine Studie der Hochschule Luzern. Ursache sind mangelndes Wissen und falsche Vorstellungen bei Vertretern der Justiz und Polizei.

Schon für geistig nicht beeinträchtigte Menschen kann sie eine Tortur sein: die Strafuntersuchung nach einem sexuellen Missbrauch. Sind geistig behinderte Menschen in ein solches Verfahren involviert, stehen sie und die beteiligten Berufsgruppen vor besonderen Herausforderungen.

Eine aktuelle, vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützte Studie des Departements Soziale Arbeit der Hochschule Luzern zeigt, dass geistig behinderte Personen weniger Chancen auf ein gerechtes Verfahren haben als nicht beeinträchtigte. Der Grund: Juristen und Polizistinnen sind wenig sensibilisiert

für den Umgang mit geistig behinderten Opfern und haben falsche Vorstellungen von geistiger Behinderung. «Bemerkenswert ist, dass auch Sozialarbeitende, die öfter in Kontakt mit behinderten Menschen kommen, falschem Wissen anhängen», erklärt Susanna Niehaus, die Projektleiterin. Im Strafverfahren könne das fatale Konsequenzen haben.

Die dreiteilige Studie ermittelte zum einen, welches Wissen zu geistiger Behinderung die am Strafverfahren beteiligten Berufsgruppen haben. Zum anderen untersuchte sie, inwiefern sich mangelndes oder falsches Wissen und die Einstellung zu geistig behinderten Menschen auf die Fallbeurteilung auswirken können. Interviews mit Opfern und ihren Vertrauenspersonen gaben Aufschluss darüber, wie diese ein Strafverfahren erlebten.

Irrtümer beeinflussen Urteile
«Über Menschen mit geistigen Behinderungen existieren eigentliche Mythen», erläutert Niehaus. Beispielsweise, dass sie keinen Anteil an dem nähmen, was um sie herum geschehe; manchmal würden ihnen gar Empfindungen abgesprochen. Weit verbreitet seien auch einander widersprechende Irrtümer wie Asexualität auf der einen und eine be-

sondere Triebhaftigkeit auf der anderen Seite. «Gerade bei weiblichen Opfern fällt so schnell das moralische Urteil «leichtes Mädchen». Die Schuld an der Tat wird dann den Geschädigten zugeschoben», sagt Niehaus.

Teilweise kommt es wegen solcher Mythen erst gar nicht zu einer Anzeige. Man glaubt dem Opfer nicht, weil etwa der Trugschluss gezogen wird, sexuelle Übergriffe fänden nur statt, wenn der Täter oder die Täterin das Opfer attraktiv finde. Ein sexueller Akt zwischen einer geistig nicht beeinträchtigten und einer behinderten Person gilt als undenkbar. «Sexuelle Übergriffe», stellt Niehaus klar, «sind Machtmissbräuche; die Attraktivität des Opfers spielt dabei keine Rolle.» Gerade das starke Machtgefälle zwischen einem behinderten und einem nicht behinderten Menschen fördere Missbräuche. Die Abhängigkeit von Betreuungspersonen, Kommunikationsprobleme sowie unzureichende sexuelle Aufklärung machten geistig behinderte Menschen zu leichten Opfern.

«Über Menschen mit geistigen Behinderungen existieren eigentliche Mythen.»

Susanna Niehaus, Projektleiterin

Mehr Wissen, mehr Gerechtigkeit
Wenn Einvernahmen erst Monate nach der Tat stattfinden, gefährdet dies die Verwertbarkeit von Aussagen, da geistig behinderten Menschen das Abrufen von Erinnerungen schwerer fällt als nicht behinderten. Oft gelingt es Fachleuten zudem nicht, ihre Sprache deren intellektuellen Fähigkeiten anzupassen; sie sprechen zu kompliziert oder zu schnell.

Die Studie macht deutlich, wie wichtig es ist, dass Polizistinnen, Juristen und Sozialarbeitende besser über geistige Behinderung Bescheid wissen. Gleichzeitig offenbart sie, dass Handlungsbedarf besteht. «Wir sind dabei, Weiterbildungen zu konzipieren», erklärt Niehaus. «Denn je grösser das Wissen zum Umgang mit geistig behinderten Menschen ist, desto grösser wird ihre Chance auf Gerechtigkeit.» **Eva Schümperli-Keller**



Geistig Behinderte werden leicht zu Opfern.

Foto: Gettyimages / Steven Puetzer

«Die Jugendarbeitslosigkeit ist ein politischer Skandal»

Moritz Leuenberger eröffnete an der Hochschule Luzern das Studienjahr. Gelegenheit, mit dem ehemaligen Bundesrat über seine eigene Studienzeit zu sprechen, über eine «Moral des Wettbewerbs» und eine ältere Generation, die er manchmal als «fast parasitär» empfindet.

Sie haben damals Jura studiert.

Würden Sie sich heute für das gleiche Fach entscheiden?

Als ich das Studium wählte, wusste ich noch nicht, welchen Beruf ich einmal ausüben möchte. Als Mediziner schienen mir die nächsten 30 Jahre praktisch vorgezeichnet. Ich wollte mir möglichst lange viele Türen offen halten. Ein Rechtsstudium bot viele Möglichkeiten: Verwaltung, Wirtschaft, Gericht, Selbstständigkeit. Auch heute wäre mir eine möglichst offene Lebensgestaltung wichtig. Deswegen würde ich mich wohl wieder für Jura entscheiden.

Worum beneiden Sie die heutigen Studierenden?

Dank des Bologna-Modells ist ein Auslandssemester einfacher. Damals war das zwar nicht ausgeschlossen, aber mit hohem Aufwand verbunden. Dass ich diese Möglichkeit nicht ergriffen habe und nicht einmal nach Genf gegangen bin, bereue ich heute.

Waren Sie zu sehr an die Familie gebunden?

Im Gegenteil. Ich wollte möglichst schnell auf eigenen Füßen stehen und habe mein Studium im Eiltempo durchgezogen. Das würde ich heute anders machen.

Die Arbeitslosigkeit der Unter-25-Jährigen ist in vielen europäischen Ländern dramatisch hoch. Warum ist es noch nicht zu einem «Aufstand» der jungen Leute gekommen? Sind sie so viel unpolitischer als Ihre Generation?

Die Arbeitslosigkeit, vor allem der Jugend, ist der grösste gegenwärtige politische Skandal. Die Betroffenen sehen und fühlen das sehr wohl. Die Grundstimmung unterscheidet sich aber stark von jener der 60er-Jahre. Damals herrschte die Überzeugung, alle gesellschaftlichen, ja alle zwischenmenschlichen Probleme seien politischer Natur und müssten auch politisch angegangen werden. Heute suchen junge Leute die Lösung eher im individuellen Verhalten: den noch besseren Abschluss zu erstreben, sich mit allen Mitteln um einen Job zu kümmern, besser zu sein als der Mitbewerber. Es herrscht eher eine Moral des Wettbewerbs, als dass politische Forderungen erhoben würden.

Damit wird Erfolglosigkeit beim Berufseinstieg als persönliches Versagen wahrgenommen und nicht als Resultat einer gescheiterten Politik ...

Das ist so. Und ich sehe es nicht gerne, wie sich der Wettbewerbsgedanke auch hier breitmacht. Letztlich bedeutet dies,

dass ökonomisch stärkere Schichten die Ausbildung zu ihrem Vorteil nutzen können. Ihre Kinder besuchen private Schulen, in denen schon den Jüngsten Wirtschaft, Frühchinesisch und Business-Englisch eingetrichtert werden ...

Wie ist es in der Schweiz um die Chancengleichheit bestellt? Ist sie heute nicht eher gewährleistet als vor 20 Jahren?

Als ich studierte, lautete der Vorwurf, der Zugang zur Matur sei zu sehr von der sprachlichen Herkunft geprägt. Wer aus einem Elternhaus kam, in dem die deutsche Sprache und die Ausdrucksfähigkeit gepflegt wurden, der bekam den Zugang praktisch geschenkt, während die mathematisch Begabten und Kinder aus Einwandererehen benachteiligt wurden, weil sie unsere Sprache nicht so gut beherrschten, obwohl sie ja deswegen nicht minder intelligent waren. Was das anbelangt, wurden Fortschritte gemacht, vor allem mit der Einführung der Berufsmatur. Was mir eher Sorge bereitet, sind die zunehmenden privaten Eliteschulen.

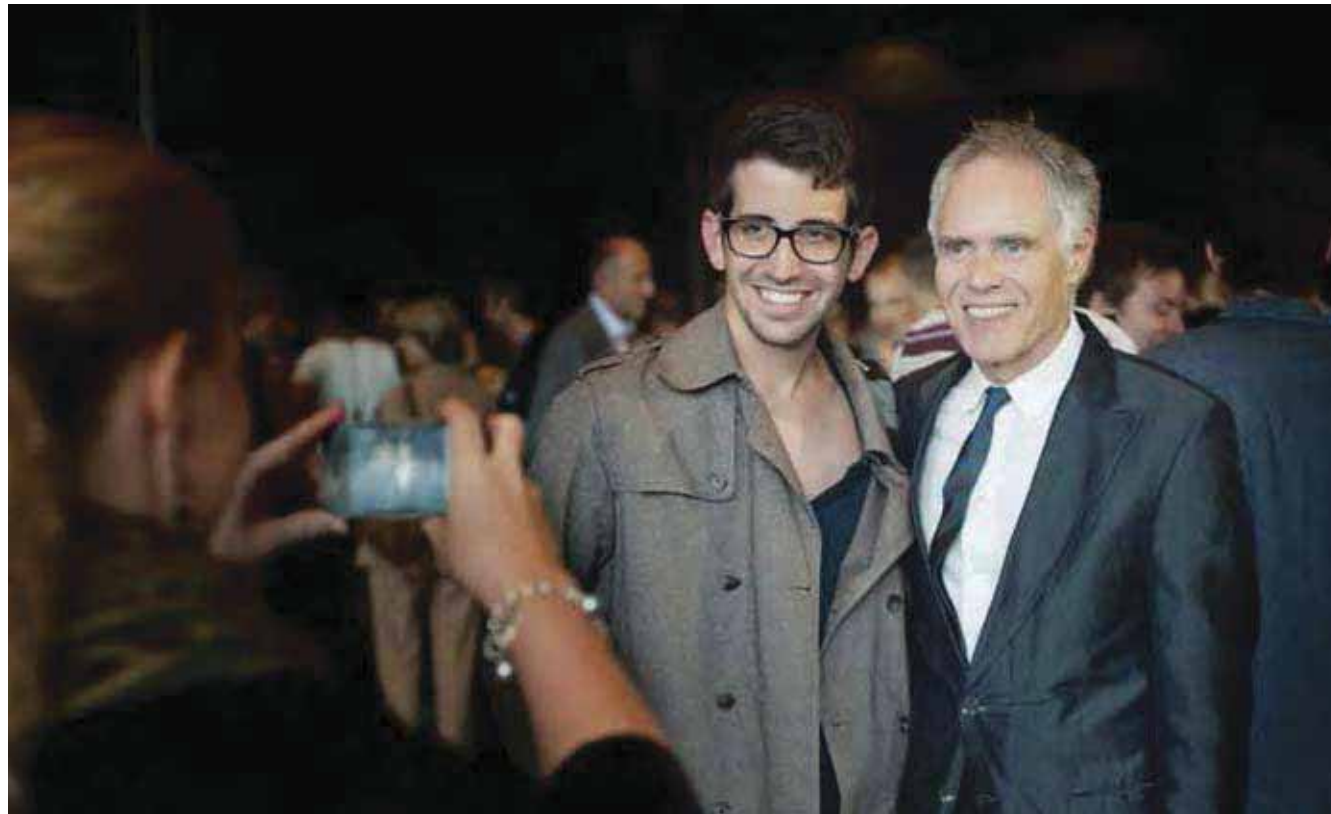
Der Schweiz wird ein etwas verkrampfter Umgang mit «Eliten» vorgeworfen; das angelsächsische Modell, das frühzeitig nach besonderen Talenten, sei es im Sport oder in Mathematik, Ausschau hält, gilt als Vorbild. Wie sehen Sie das?

Zur Person

Moritz Leuenberger wurde 1946 in Biel geboren. Er studierte an der Universität Zürich Recht und führte während knapp 20 Jahren ein eigenes Anwaltsbüro. Er ist seit 1969 Mitglied der SP und war zunächst als Gemeinderat, später als Nationalrat und Regierungsrat politisch tätig. 1995 wurde er in den Bundesrat gewählt, wo er während 15 Jahren das Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation leitete.

Moritz Leuenberger sieht im Vormarsch privater Eliteschulen und dem Bedeutungsverlust der Volksschule eine Entsolidarisierung der Gesellschaft.

Fotos: Marco Zanoni / Pixsil, Priska Ketterer



Der ehemalige Bundesrat Moritz Leuenberger eröffnete im Herbst 2012 das Semester an der Hochschule Luzern.

Diese Förderung von angeblich Superbegabten, die dann schon als Kleinkinder separiert werden, damit ihr Wahnsinnspotenzial an Intelligenz noch vervielfacht wird, führt zu einem Elitiverständnis, das der Allgemeinheit schadet – und ihnen selber übrigens auch. Es ist ein menschlicher Wert, wenn in einer Schule der Besserbegabte dem Minderbegabten helfen kann; er hilft damit nicht zuletzt auch sich selbst. Wenn Kinder aus begüterten Verhältnissen auf Eliteschulen gehen, empfinde ich das als Entsolidarisierung der Gesellschaft. Das Obligatorium der Volksschule war eine grosse Errungenschaft. Es war ein doppeltes Obligatorium: Man musste in die Schule gehen, und man ging gleichzeitig in die beste Schule, nämlich die staatliche. Wird diese nur noch eine Variante unter vielen, geht ihre soziale Bedeutung allmählich verloren.

Ein kontroverses Thema im Bildungsbereich sind auch die Studiengebühren. ETH-Rektor Lino Guzzella strebt eine Verdopplung an. Was ist Ihre Meinung dazu? Wichtig ist für mich, dass jeder die Möglichkeit hat, unabhängig von seiner finanziellen Herkunft, zu studieren. Wenn dieser Grundsatz mit Stipendien durchgesetzt wird, spielt die Höhe des Studiengeldes keine grosse Rolle.

Eine Senkung der Studiengebühren käme also auch für Sie nicht in Frage? Ich sehe das gesamtheitlich. Das Stipendienwesen muss einbezogen werden. Wer studiert, weiss gar nicht, wie viel sein Studium die Allgemeinheit kostet. Die Gebühren sind ein kleiner Erinnerungswink, dass die Steuerzahler sehr viel für das Studium aufbringen. Wer die Gebühren nicht zahlen kann, soll natürlich unterstützt werden.

In Zeiten knapper öffentlicher Finanzen wird ein Studium in Ingenieurwissenschaften wegen der unmittelbaren wirtschaftlichen Verwertbarkeit positiver eingeschätzt als z.B. eines der Geisteswissenschaften. Was halten Sie einer solchen Argumentation entgegen? Da stehen sich zwei Ziele gegenüber. Beide sind berechtigt: Der Einzelne möchte seine persönlichen Neigungen entfalten, und die Gesellschaft möchte Berufe fördern, die ihr etwas bringen. Diese beiden Ziele ergänzen sich, wenn jede ausgebildete Theologin und jeder Ingenieur eine Arbeit in seinem Beruf findet und so der Stellenbedarf der Gesellschaft abgedeckt wird. Das ist aber Theorie, denn dieser Bedarf wandelt sich immer und ist nur beschränkt planbar. Damit sowohl die individuelle Entfaltung bei der Studienwahl als auch der gesellschaftliche Anspruch auf Fachleute in al-

len Sparten unter einen Hut gebracht werden können, braucht es entweder staatliche Steuerung, oder es muss jeder Einzelne grosse Flexibilität üben.

Kennen Sie Beispiele für diese Flexibilität?

In meinem Departement arbeitete eine Frau, die Slawistik studiert hatte. Sie wurde Fachexpertin für Verkehrsfragen. Michael Kaufmann war bei mir Vize-Direktor des Bundesamtes für Energie, und heute leitet er das Departement Musik an der Hochschule Luzern. Die Chef-fin Personenverkehr bei der SBB ist ETH-Architektin. Berufliche Flexibilität kann sehr bereichernd sein – für das Individuum und für die Gesellschaft.

Immer mehr Hochschulen betreiben nach angelsächsischem Vorbild Fundraising. Novartis, Syngenta, UBS oder Nestlé sponsern ganze Lehrstühle und Institute. Wie stehen Sie solchen Engagements von Unternehmen gegenüber?

Mein Ideal ist das nicht. Es ist Aufgabe der Allgemeinheit, die Sozial-, Kultur- und Bildungspolitik zu definieren und mit gerechten Steuern dafür zu sorgen, dass genügend Mittel vorhanden sind, um diese geistigen Infrastrukturen der Gesellschaft zu unterhalten. Die angelsächsischen Länder haben ein anderes Grundverständnis: So lebt etwa die Kultur fast ausschliesslich von privaten Geldern. Diese können Gönner von den Steuern absetzen, und es gehört moralisch zum guten Ton, sich finanziell für die Kultur einzusetzen. Ich bevorzuge unser System, weil ich befürchte, dass sich die Demokratie sonst das Ruder aus der Hand nehmen lässt. Wichtiger scheint mir heute, mit Leitplanken sicherzustellen, dass Lehre und Forschung nicht von privaten Interessen dirigiert werden.

Wie intensiv verfolgen Sie noch die Fortsetzung Ihrer Departementspolitik? Natürlich verfolge ich die Entwicklungen. Es vergeht keine Woche, in der die

Medien nicht scheinheilig um einen Kommentar fragen. Ich weiss sehr wohl, dass dies nur in der Absicht erfolgt, Differenzen mit meinen Nachfolgern zuzuspitzen. Deshalb äussere ich mich zu Fragen, die das Departement betreffen, nicht öffentlich, höchstens in einer sehr allgemeinen und abstrakten Weise.

In einem Interview, das Sie gemeinsam mit Ihrem Sohn gegeben haben, bezeichneten Sie Ihre Generation als «fast ein wenig parasitär» – wie haben Sie das gemeint?

Mich nervt, wenn rüstige Menschen nur noch reisen, wandern, Pilze sammeln und Kurse besuchen, also nur noch konsumieren. Solange sie etwas leisten können, sollten sie auch etwas tun. Dieses Zelebrieren des Pensionsalters stört mich. Wir werden älter als damals, als das Rentenalter als Fortschritt der Sozialversicherung eingeführt wurde. Es gibt eine neue Lebensphase, die es vor 100 Jahren noch nicht gab, einen «Herbst des Lebens». Ihn ausschliesslich dazu zu nutzen, sich selbst zu verwirklichen, finde ich parasitär. Es gibt verschiedene Varianten, um dieser Ungerechtigkeit beizukommen. Man kann sich individuell und freiwillig einsetzen. Der Staat kann aber auch das Rentenalter erhöhen.

Jetzt werden Ihre Parteikollegen aufheulen, die Sozialdemokraten sind doch gegen eine Erhöhung des Rentenalters ...

Es können ja auch nicht alle weiterarbeiten. Jemand, der auf dem Bau gearbeitet hat, ein Gipser zum Beispiel, müsste wohl sogar früher pensioniert werden. Aber das heutige Modell, wonach ein Arbeitnehmer stets mehr verdienen, mehr leisten und dann von einem Tag auf den anderen aufhören muss, entspricht nicht der Kurve seiner Leistungsfähigkeit. Mir schwebt vor, dass man mit steigender Leistungskraft mehr arbeitet und nach-

her langsam wieder etwas zurückfährt, auch weniger verdient, aber insgesamt länger als bis 65 arbeiten kann. Bis ein derartiges Modell umgesetzt ist, braucht es individuelle Flexibilität der Sozialpartner und auch der Sozialgesetzte.

Als «Pensionierter» füllen Sie neben anderen Tätigkeiten ein Verwaltungsratsmandat bei der Baufirma Implenia aus – weil Sie etwas dazu beitragen wollten, Nachhaltigkeit in der Wirtschaft umzusetzen. Was haben Sie bisher erreichen können?

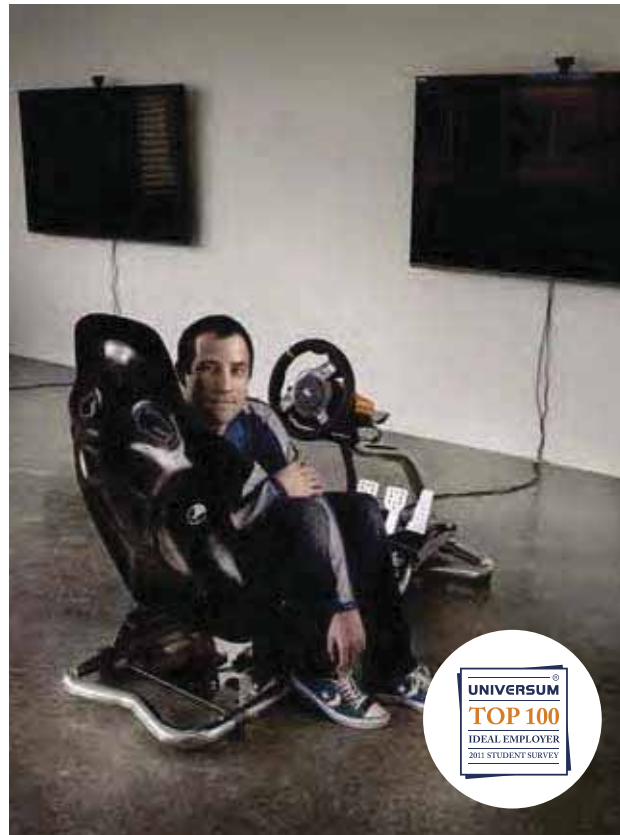
Implenia hat im September ihren ersten Nachhaltigkeitsbericht vorgestellt. Das ist ein grosser Fortschritt, denn es mussten zunächst umfangreiche statistische Erhebungen durchgeführt werden, um die Entwicklung überhaupt messen zu können. Die Tätigkeit im Verwaltungsrat erinnert mich an jene im Bundesrat: Der Weg von der strategischen Vorgabe bis zur Umsetzung an der Basis ist sehr lang. Doch der Wille zur Nachhaltigkeit ist in der Baufirma zum Glück da. Die Schwierigkeiten zeigen sich eher im Verhältnis zu den Bauherren, die kurzfristig billigere Lösungen vorziehen.

Als Bundesrat haben Sie während zweier Jahre einen Blog geführt. Würde es Sie nicht reizen, diesen wieder zu aktivieren?

Ich habe den Blog mit Freude und Lust geführt und auch gute Diskussionen gehabt. Aber mit der Zeit sind die Kommentare immer primitiver geworden. Die Demokratisierung, die mit diesen Medien verbunden ist, hat auch eine hässliche Seite. Als die Anrempelien zu ermüdend und belastend wurden, habe ich aufgehört. Aber der Blog gab mir die Möglichkeit, etwas zu sagen, wonach ich nicht gefragt worden bin. Zu schreiben, was mich und nicht die Journalisten interessiert, vermisse ich schon ein wenig. **Interview: Sigrid Cariola**

«Mich nervt, wenn rüstige Menschen nur noch konsumieren.»

Moritz Leuenberger



open
systems

Open Systems gehört mit seinen Mission Control Security Services im Bereich IT-Sicherheit zu den europaweit anerkannten Anbietern. Wir arbeiten von Zürich und Sydney aus in einem dynamischen Umfeld in über 150 Ländern. Bei uns kannst Du Dein Wissen in einem jungen Team in die Praxis umsetzen und rasch Verantwortung übernehmen. Infos über Einstiegs- und Karriere-möglichkeiten sowie Videos findest Du auf unserer Website. www.open.ch

Gratis Maestro-STUcard für junge Leute und Studierende

Dank der STUcard günstiger leben – exklusive Rabatte beim Shopping, im Ausgang, in Restaurants und vieles mehr unter www.stucard.ch



Die Privatkonten Jugend und Bildung plus der Zentralschweizer Kantonalbanken schonen das Budget. Jugendliche und Studierende erhalten nicht nur die Maestro-STUcard kostenlos, sondern auch ein gebührenfreies Konto mit Vorzugszins.

www.kantonalbank.ch

Gemeinsam wachsen.  **Kantonalbank**

Der Globalisierung offen und kreativ begegnen

— Wie sieht die Welt aus, in der sich unsere Studierenden in den nächsten Jahrzehnten zu bewähren haben? Auf welche Herausforderungen werden sie treffen, und welche Kompetenzen werden sie benötigen, um sie zu meistern? Fragen dieser Art müssen wir uns als Hochschule für die Praxis immer wieder stellen.

Man muss kein Zukunftsforscher sein, um vorauszusehen, dass die künftige Lebens- und Arbeitswelt in hohem Masse eine globalisierte Welt sein wird. Ein gelegentlicher Blick in die Tageszeitung genügt vollauf. Grenzen verschwinden zwar nicht, aber sie verlieren an Bedeutung – seien es nun Grenzen in Bezug auf Nationalstaaten, Sprachen oder Kulturen. Mit Ausnahme des Bodens zirkulieren alle Produktionsfaktoren (Kapital, Arbeit, Wissen) weitgehend frei. Die Wirtschaft wird zur Weltwirtschaft. Die rohstoffarme Schweiz kann von diesem Trend profitieren und sich als einer der weltweit innovations- und wertschöpfungsstärksten Standorte profilieren.

Diese Entwicklung verläuft allerdings nicht reibungslos, sondern löst auch – mithin berechnete – Ängste und Widerstände aus. Menschliche Individuen sind, wie die Verhaltensforschung zeigt, nicht per se auf eine globalisierte Welt vorbereitet. Die vererbten menschlichen Verhaltensprogramme sind primär auf überschaubare und stabile soziale Systeme ausgerichtet. Erst durch Schulung und Weiterbildung erwirbt der Mensch die Fähigkeit, sich in fremden, anonymen und veränderlichen Umwelten sicher zu bewegen. Neben der Familie als primärer Sozialisationsinstanz kommt hier den Bildungsinstitutionen eine zunehmende Bedeutung zu.

Der Werkplatz Zentralschweiz verfügt über ein hohes Internationalisierungspotenzial, man denke nur an Unternehmen wie Schindler, Schurter, Glencore, Victorinox, Dätwyler oder an die vielen KMU der Tourismusbranche. Die Vermittlung von Kompetenzen zur Bewältigung beruflicher Aufgaben in einem internationalen Umfeld stellt für die Hochschule der Zukunft



Prof. Dr. Xaver Büeler, Direktor der Hochschule Luzern – Wirtschaft, sieht in der fortschreitenden Globalisierung grosse Chancen für den Denk- und Werkplatz Zentralschweiz. Er ruft dazu auf, sie zu nutzen und sich jetzt mit den Kompetenzen zu rüsten, die eine globalisierte Wirtschaft verlangt.

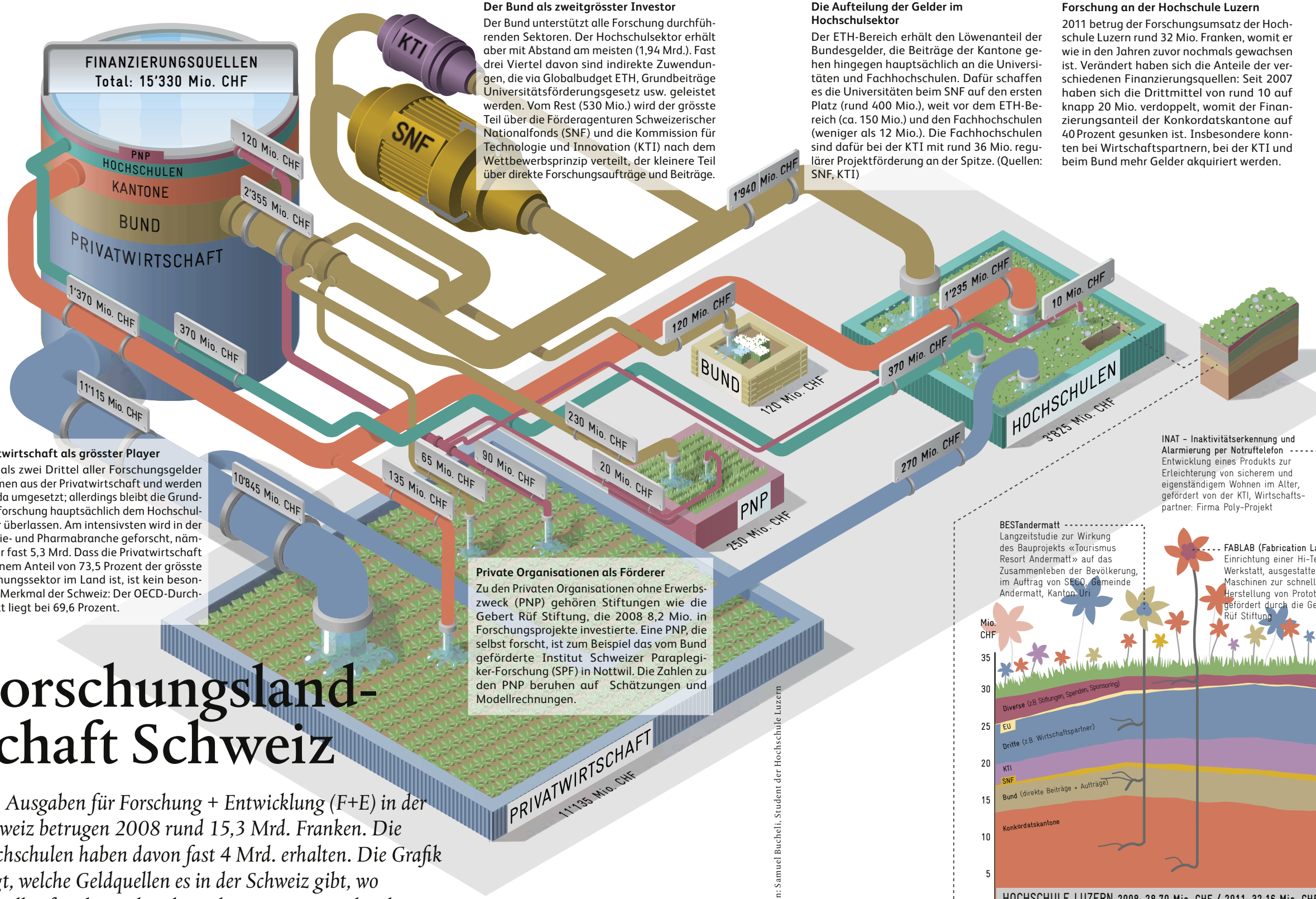
eine zentrale Aufgabe dar. Unsere Lehrpläne berücksichtigen neben Fach-, Sprach- und Sozialkompetenzen denn auch zunehmend interkulturelle Kompetenzen. Durch vielfältige Partnerschaften mit Hochschulen, Unternehmen und Institutionen auf der ganzen Welt schaffen wir die Voraussetzungen, damit Studierende und Dozierende internationale Erfahrungen sammeln können, beispielsweise im Rahmen von Austauschprogrammen, Summer Schools oder Forschungsaufenthalten.

Die Globalisierung stellt für alle eine Herausforderung dar. Es ist an uns, die damit verbundenen Chancen für den Denk- und Werkplatz Zentralschweiz mit Offenheit, Neugier und Kreativität zu entdecken und zu nutzen.

Quelle: BFS (Referenzjahr 2008)

Forschungsland- schaft Schweiz

Die Ausgaben für Forschung + Entwicklung (F+E) in der Schweiz betragen 2008 rund 15,3 Mrd. Franken. Die Hochschulen haben davon fast 4 Mrd. erhalten. Die Grafik zeigt, welche Geldquellen es in der Schweiz gibt, wo überall geforscht wird und wie die Finanzierung bei der Hochschule Luzern aussieht.



Der Bund als zweitgrösster Investor
Der Bund unterstützt alle Forschung durchführenden Sektoren. Der Hochschulsektor erhält aber mit Abstand am meisten (1,94 Mrd.). Fast drei Viertel davon sind indirekte Zuwendungen, die via Globalbudget ETH, Grundbeiträge Universitätsförderungsgesetz usw. geleistet werden. Vom Rest (530 Mio.) wird der grösste Teil über die Förderagenturen Schweizerischer Nationalfonds (SNF) und die Kommission für Technologie und Innovation (KTI) nach dem Wettbewerbsprinzip verteilt, der kleinere Teil über direkte Forschungsaufträge und Beiträge.

Die Aufteilung der Gelder im Hochschulsektor
Der ETH-Bereich erhält den Löwenanteil der Bundesgelder, die Beiträge der Kantone gehen hingegen hauptsächlich an die Universitäten und Fachhochschulen. Dafür schaffen es die Universitäten beim SNF auf den ersten Platz (rund 400 Mio.), weit vor dem ETH-Bereich (ca. 150 Mio.) und den Fachhochschulen (weniger als 12 Mio.). Die Fachhochschulen sind dafür bei der KTI mit rund 36 Mio. regulärer Projektförderung an der Spitze. (Quellen: SNF, KTI)

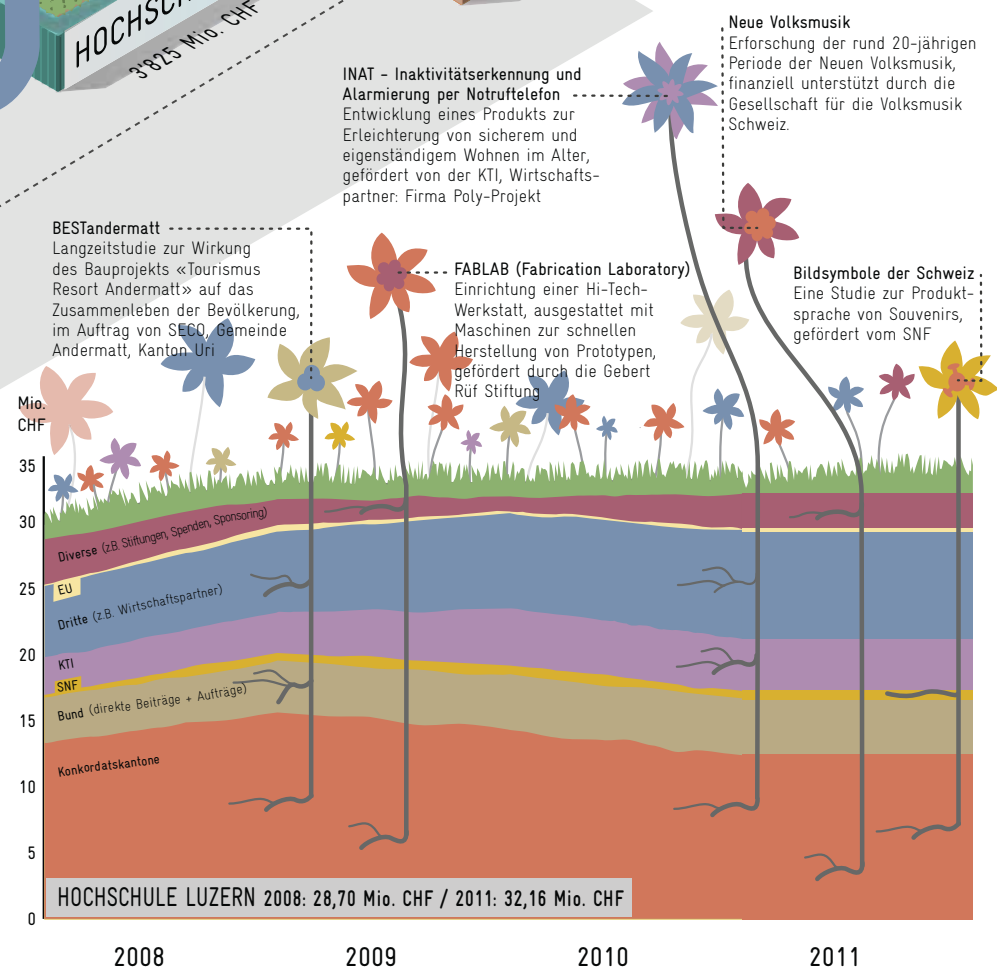
Forschung an der Hochschule Luzern
2011 betrug der Forschungsumsatz der Hochschule Luzern rund 32 Mio. Franken, womit er wie in den Jahren zuvor nochmals gewachsen ist. Verändert haben sich die Anteile der verschiedenen Finanzierungsquellen: Seit 2007 haben sich die Drittmittel von rund 10 auf knapp 20 Mio. verdoppelt, womit der Finanzierungsanteil der Konkordatskantone auf 40 Prozent gesunken ist. Insbesondere konnten bei Wirtschaftspartnern, bei der KTI und beim Bund mehr Gelder akquiriert werden.

Trends bei der Forschungsförderung
Wie auch in anderen westeuropäischen Ländern hat sich die Summe der zur Verfügung gestellten Gelder in der Schweiz in den letzten 20 Jahren fast verdoppelt. Die Verteilung hat sich dabei kaum verändert, zwei Entwicklungen sind allerdings nennenswert. Erstens erhalten die Forschungsinstitutionen in der Schweiz anteilmässig weniger Geld vom Bund, was sich damit erklären lässt, dass die Schweiz seit 2004 vollberechtigt an den europäischen Rahmenprogrammen für F+E teilnimmt und dadurch ausländische Institutionen mit den Schweizern vermehrt um die Gelder zum Beispiel beim SNF konkurrieren. Zweitens führen die Bundesämter heute fast dreimal weniger Forschung selbst durch als noch vor 20 Jahren. Mit einem Anteil von 0,7 Prozent am gesamten F+E-Volumen unterscheidet sich die Schweiz damit stark von anderen Ländern. In Frankreich und Deutschland zum Beispiel führt der Staat 15,9 respektive 14 Prozent der Forschung durch.

Privatwirtschaft als grösster Player
Mehr als zwei Drittel aller Forschungsgelder stammen aus der Privatwirtschaft und werden auch da umgesetzt; allerdings bleibt die Grundlagenforschung hauptsächlich dem Hochschulsektor überlassen. Am intensivsten wird in der Chemie- und Pharmabranche geforscht, nämlich für fast 5,3 Mrd. Dass die Privatwirtschaft mit einem Anteil von 73,5 Prozent der grösste Forschungssektor im Land ist, ist kein besonderes Merkmal der Schweiz: Der OECD-Durchschnitt liegt bei 69,6 Prozent.

Private Organisationen als Förderer
Zu den Privaten Organisationen ohne Erwerbszweck (PNP) gehören Stiftungen wie die Gebert RUF Stiftung, die 2008 8,2 Mio. in Forschungsprojekte investierte. Eine PNP, die selbst forscht, ist zum Beispiel das vom Bund geförderte Institut Schweizer Paraplegiker-Forschung (SPF) in Nottwil. Die Zahlen zu den PNP beruhen auf Schätzungen und Modellrechnungen.

Illustration: Samuel Bücheli, Student der Hochschule Luzern



Quelle: Hochschule Luzern

Damit Spielfreude nicht zur Sucht wird

Nach der Liberalisierung des Spielbankengesetzes sind in der Schweiz über zwanzig Casinos entstanden. Diese müssen zur Prävention von Spielsucht über ein Sozialkonzept verfügen. Vier Schweizer Casinos arbeiten dafür eng mit der Hochschule Luzern zusammen.

Die Szenerie erinnert an einen Kriminalfilm: In einem Zimmer sitzen zwei Herren, die ein Gespräch führen. Sie werden via Videoübertragung aus einem Nebenraum genau beobachtet. Was wir sehen, ist jedoch kein Polizeiverhör, sondern eine Übung von zwei Casino-Mitarbeitern: Torsten Körber vom Grand Casino Baden und Kurt Egli vom Grand Casino Luzern. Egli und Körber gehören zu den 14 Teilnehmern eines viertägigen Kommunikationstrainings für Kaderleute von Spielcasinos. Egli hat die Rolle des «Herrn Adam» übernommen, eines regel-

«Einige sagen dir unverblümt ins Gesicht, dass dich das einen ‹Sch...› angeht.»

Thomas Dotzauer, Casino Baden

mässigen Gastes, der möglicherweise ein Spielsuchtproblem hat. Mitarbeitende des Casinos haben beobachtet, dass er kürzlich andere Gäste um Kleingeld angepumpt hat. Körber soll nun versuchen, mehr über «Herrn Adams» Situation herauszufinden.

Geleitet wird der Kurs von Jörg Häfeli, Dozent am Departement Soziale Arbeit der Hochschule Luzern. Er hat das Sozialkonzept der Casinos in Luzern,

Bern, Baden und Neuenburg mitentwickelt. «Die Schulung von Mitarbeitenden ist nur ein Element des Sozialkonzepts», erklärt er. Hinzu kommen der Vollzug von Spielsperren, die Veröffentlichung von Informationen zum Thema Spielsucht im Internet oder im Casino, eine Onlineberatung, die Zusammenarbeit mit den Suchtberatungsstellen vor Ort sowie Datenerhebungen für die Forschung. «Die permanente Weiterentwicklung des Konzepts und die Qualitätssicherung gehören zu den grössten Herausforderungen», so Häfeli. Dies geschehe unter anderem durch Audits vor Ort, welche er gemeinsam mit seiner Kollegin Suzanne Lischer durchführt.

Die Schweiz ist weit voraus

Von 2001 bis Ende 2011 wurden laut der Eidgenössischen Spielbankenkommission (ESBK) schweizweit 32'410 Spielsperren ausgesprochen. Der Nutzen von Spielsperren ist umstritten. Während Casino-Gegner eine hohe Dunkelziffer von Spielsüchtigen befürchten und eine Rückkehr zum Spielbankenverbot fordern, sind diese Zahlen für andere ein Zeichen dafür, dass die Präventionskonzepte Wirkung zeigen. Häfeli sieht hier noch grossen Forschungsbedarf. Fakt ist: In keinem Land werden derart viele Sperren pro Kopf

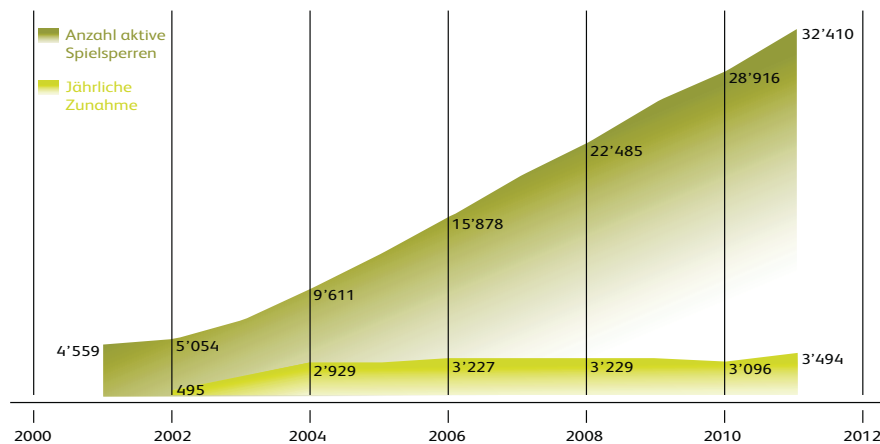
verhängt wie in der Schweiz. Rund 75 Prozent davon gehen die Spieler laut Häfeli übrigens freiwillig ein. Eine neue Studie der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, für welche die Daten von 2'497 gesperrten Spielern ausgewertet wurden, zeigt, dass die meisten gesperrten Personen männlich und zwischen 26 und 45 Jahre alt sind. Darunter sind viele Migranten: Sie machen knapp 62 Prozent der gesperrten Spieler aus.

Mit dem obligatorischen Sozialkonzept hat die Schweiz europaweit eine Vorreiterrolle inne. Ein Casino ist gemäss Spielbankengesetz verpflichtet, dann eine Sperre auszusprechen, wenn es annehmen muss, dass eine Person überschuldet ist, ihren finanziellen Verpflichtungen nicht nachkommt oder Einsätze riskiert, die in keinem angemessenen Verhältnis zu ihrem Einkommen und Vermögen stehen. Sobald ein solcher Verdacht aufkommt, muss das Casino überprüfen, ob eine Gefährdung besteht. Dabei darf es auch Belege über die finanzielle Situation des Spielers verlangen. Falls der Spieler diesen Nachweis nicht liefern kann oder will, ist das Casino verpflichtet, ihn auszuschliessen. Es ist nicht immer einfach, solche Informationen einzuholen. Kursteilnehmer Thomas Dotzauer vom Casino Baden bringt es auf den Punkt: «Während einige froh sind, wenn sie auf mögliche Probleme angesprochen werden, gibt es andere, die dir unverblümt ins Gesicht sagen, dass dich das einen ‹Sch...› angeht.»

Infos und Hilfsangebote

Die Website careplay.ch wurde von Jörg Häfeli und Suzanne Lischer vom Departement Soziale Arbeit entwickelt. Sie ist Teil des Sozialkonzepts von Casinos und enthält Hilfsangebote für Spieler und Angehörige. Auch Casinos, Medien und Fachleute finden hier viele Hintergrundinformationen und Fachpublikationen.

Spielsperren in der Schweiz zwischen 2001 und 2011



In keinem anderen Land werden so viele Spielsperren ausgesprochen wie in der Schweiz. Von 2001 bis 2011 hat ihre Zahl stetig von 4'559 auf 32'410 zugenommen. Eine Spielsperre verbietet dem Spieler Zugang zum Casino und soll ihn vor finanziellem Schaden schützen. Rund 75 Prozent der Spielsperren werden freiwillig eingegangen. Die Mehrheit der gesperrten Spieler ist männlich und zwischen 26 und 45 Jahre alt. Quelle: Eidg. Spielbankenkommission



Foto: Shutterstock / Monkey Business Images

Speziell geschulte Casino-Mitarbeitende sprechen verhaltensauffällige Gäste auf eine mögliche Suchtgefährdung an und verhängen wenn nötig eine Spielsperre.

Auch «Herr Adam» alias Kurt Egli entpuppt sich als harte Nuss. Kein Wunder, sollte er doch notfalls sogar lügen. Dennoch gelingt es seinem Gegenpart, einige Informationen aus ihm herauszuholen. Gemeinsam mit Häfeli eruiert die Kursteilnehmer Techniken, die ein Gespräch erleichtern. Dazu gehören etwa die Wahl der Sitzposition oder das Stellen von offenen Fragen, die einen Gast eher zum Reden bringen. Kulturelle Unterschiede kommen im Kurs ebenfalls zur Sprache. So schüttelt ein Araber einem die Hand ganz anders als ein Europäer. Wichtig sind auch Verständnisfragen, um sicherzustellen, dass alle vom Gleichen reden.

Ausweichen aufs Internet

Die Gruppe diskutiert intensiv, ob die Konfrontation für «Herrn Adam» ein Weckruf gewesen sei oder ob er in andere Casinos ausweichen wird. «Aber auch da würde er früher oder später auffallen und auf der Sperrliste landen, die landesweit Gültigkeit hat», meint Körber. «Im Inter-

«Die Gratwanderung zwischen Rentabilität und Sorgfaltspflicht gegenüber den Gästen gelingt.»

Jörg Häfeli, Hochschule Luzern

net finden Problemspieler ebenfalls Alternativen. Doch auch dort wird Sozialschutz immer mehr ein Thema.»

Die Spielbanken befinden sich laut Häfeli im Spannungsfeld von Rentabilität und der Sorgfaltspflicht im Umgang mit ihren Gästen, die Umsetzung der Sozialkonzepte sei heute aber «daily business». «Unsere Erfahrung und die Statistiken der Casinos über die mit gefährdeten Gästen geführten Gespräche und die eingeleiteten Massnahmen zeigen, dass diese Gratwanderung gelingt.» Dabei gelte es aber zu bedenken, dass die Sozialkonzepte kein Allheilmittel zur Verhinderung von Spielsucht seien. «Am Ende ist es das Individuum, welches über sein Glück oder Unglück entscheidet.» **Mirella Wepf**



Musikstudentin Andrea Ulrich und Animationsstudent Michael Lanz lernten, die Perspektive des Partners als Inspiration für die eigene Arbeit zu nutzen.

Sagenhaftes in Bild und Ton

Im Kulturprojekt «sagenhaft» der Albert Koechlin Stiftung (AKS) verfilmen Animations- und Volksmusikstudierende in gemischten Teams elf Innerschweizer Erzählungen. Sie schärfen dabei ihren Blick für die andere Disziplin.

Zu den bekanntesten Schwyzer Sagen gehört die von der Insel Schwanau im Lauerzersee: Um 1300 wird die junge Bauertochter Gemma aus Arth von einem tyrannischen Landvogt verschleppt und in einer Burg auf der Insel eingesperrt. Dem Mädchen gelingt zwar die Flucht aus dem Kerker, doch ein Entrin-

nen von der Insel gibt es nicht. In ihrer Verzweiflung stürzt sich Gemma vom Turm ins eisige Wasser und ertrinkt. Immer am Jahrestag ihres Todes jagt sie den Geist des bösen Vogts um die Burgruine.

Intensiv mit dieser Geschichte befassten sich derzeit die Musikstudentin Andrea Ulrich und der angehende Ani-

mationsfilmer Michael Lanz. Zusammen entwickeln sie einen Kurzfilm zur Schwanau-Sage. Der Anstoss dazu kam von der Albert Koechlin Stiftung (AKS), die mit «sagenhaft» ein umfassendes Kulturprojekt initiiert, das von Mitte April bis Mitte Juni an verschiedenen Schauplätzen stattfindet. Begleitend dazu soll eine multimediale Publikation zu unterschiedlichen Innerschweizer Sagen erscheinen. Projektleiter Philipp Christen erklärt: «Wir möchten damit vor allem jungen Leuten die alten Sagen der Region näherbringen, und so haben wir Studierende der Hochschule Luzern aus den Bereichen Animation und Volksmusik einbezogen, die die Geschichten auf originelle und zeitgemässe Art umsetzen können.»

Eine ungewöhnliche Aufgabe und eine echte Herausforderung für die 21 Studentinnen und Studenten: «Jeder

Filmer arbeitet mit einem Musiker zusammen. Für alle ist es das erste derartige Projekt», erklärt Jochen Ehmann, Dozent für Animation. Sein Kollege Daniel Häusler von der Abteilung Volksmusik ergänzt: «Die Studierenden haben nur wenige Wochen Zeit für die Realisierung.»

Zurück zur Insel Schwanau: Die Sage stand zuoberst auf der Wunschliste der Schwyzerin Andrea Ulrich: «Ich wollte unbedingt die Musik für eine Geschichte aus meiner Heimat komponieren.» Ganz anders klingt das bei Michael Lanz: «Eigentlich hatte ich mir eine weniger deprimierende Geschichte gewünscht. Jetzt freue ich mich aber, dass ich in meinem Film starke Emotionen vermitteln kann.»

Von der Geschichte zum Bild

Einen ersten Eindruck von den Bildideen ihres Projektpartners erhielt die Akkordeonspielerin Andrea Ulrich bei einem Besuch in der Animationsabteilung. Dort hatten sich die Filmstudierenden darauf

geeinigt, ihre Werke in Schwarz-Weiss zu zeichnen. Das gibt den Filmen einen Seriencharakter, verleiht ihnen eine geheimnisvolle Atmosphäre und aufwendige Kolorierungen entfallen. «Es war spannend für uns Musiker, die verschiedenen Eindrücke aufzunehmen und mit den eigenen Bildern im Kopf zu vergleichen», so Andrea Ulrich.

Für Michael Lanz waren die Entwicklung der Figuren und die Umsetzung der Landschaft zentral: «In meinem ersten Entwurf wirkte der Vogt eher vertrottelt als fies.» Um die Lage und Umgebung der Insel möglichst realistisch darzustellen, konnte der 26-Jährige auf Fotos und Google Maps zurückgreifen. Improvisieren musste er bei der Burg, von der heute nur noch Teile der Mauer und des Turms stehen: Historische Dokumentationen waren nicht auffindbar.

Eine andere Knacknuss betraf alle Filmer gleichermaßen: Wie schafft man es, eine zwei- bis dreiminütige Geschichte als Trickfilm darzustellen, wenn die Zeit fehlt, um viele Bilder zu animieren? Die Lösung: mit einem Erzähler.

Dramatische Stimmung erzeugen

Weil die Stiftung für eine geplante Audioversion sowieso verschiedene Dialektsprecher engagiert hatte, konnten diese auch als Filmerzähler fungieren. Michael Lanz bearbeitete den Text der Schwanau-Sage und sprach diesen probeweise gleich selbst, damit er anschliessend am zeitlichen Ablauf jeder Szene feilen und Bild und Text optimal aufeinander abstimmen konnte.

Andrea Ulrich machte sich derweil Gedanken über eine musikalische Interpretation. «Zu den alten Überlieferungen passen volkstümliche Instrumente hervorragend», erklärt die 31-Jährige. Ihr Partner hatte allerdings schon eigene Vorstellungen, wie seine Bilder mit der Musik zusammenspielen sollten. «Bei-

«Es war spannend, Michaels Zeichnungen mit den Bildern in meinem Kopf zu vergleichen.»

Andrea Ulrich, Musikstudentin

spielsweise wollte ich für die Szene, bei der Gemma ertrinkt, den tiefen Klang eines Cellos haben», erinnert sich Michael Lanz. «Andrea hat mir dann auf ihrem Akkordeon vorgespielt und gezeigt,

dass die Stimmung, die sie damit erzeugt, viel besser passt.» Sich mit der Perspektive des Partners auseinanderzusetzen, war für die beiden kreativen Köpfe befruchtend, und trotz des grossen Zeitdruckes sind sie gut im Plan. Während Michael Lanz seinen Bildern den letzten Feinschliff verpasst, stellt Andrea Ulrich die Komposition fertig und probt die Umsetzung mit dem Ensemble «Alpini Vernähmlässig». Später werden sie die Werke im Tonstudio einspielen. Die Vorfreude auf das Resultat ist gross: «In dem Projekt steckt richtig viel Arbeit. Wir sind gespannt, wie all die Filme beim Publikum ankommen.» **Simone Busch**



Skizzen zur Animation von Michael Lanz.

Rund um die Innerschweizer Sagenwelt

Vom 15. April bis 15. Juni 2013 findet das Innerschweizer Kulturprojekt «sagenhaft» der Albert Koechlin Stiftung (AKS) statt. 27 Projekte – darunter Theateraufführungen, Ausstellungen, Konzerte und Performances – werden an verschiedenen Orten geboten und von der Stiftung mit insgesamt 1,1 Mio. Franken unterstützt. Zusätzlich erscheint eine Publikation mit Wanderkarten zu allen sagenhaften Orten und einer DVD mit Filmen von Animations- und Musikstudierenden der Hochschule Luzern.

www.sagenhaft13.ch

Warum auf Englisch studieren?

Sie sind heute fester Bestandteil des Fächerangebots jeder Hochschule: englischsprachige Studiengänge oder Module. Fünf Studierende der Hochschule Luzern erzählen über ihre Erfahrungen und Ambitionen.



Individualität entdecken

«Im Web stiess ich auf den englischsprachigen Studiengang Design Management International und wusste: Das will ich studieren. Warum? Weil es etwas war, von dem ich in dieser Kombination noch nicht gehört hatte. Es ist übrigens mein zweites Studium: In der Ukraine arbeitete ich einige Jahre als Übersetzerin. Leider konnte ich in meinem Beruf zwar viele englische Texte bearbeiten, aber ich hatte kaum Gelegenheit, die Sprache zu sprechen. Das ist nun zum Glück anders.

Mit Deutsch hatte ich anfangs meine Schwierigkeiten, und manchmal fällt es mir heute noch schwer, Schweizerdeutsch zu verstehen. Aber mittlerweile fühle ich mich hier ziemlich heimisch, auch weil die Landschaft fast wie bei uns ist. Was mir im Studium aufgefallen ist: In der Schweiz ist man individueller und es wird weniger im Kollektiv gearbeitet als in der Ukraine. Solche Erfahrungen sind es, die ein Leben im Ausland spannend machen.»

Tetyana Zaikina (29) aus der Ukraine, Bachelor in Design Management International



Fach- und Alltagssprache im Gepäck

«Ich möchte mein Maschinentechnik-Studium in zwei Vertiefungsrichtungen abschliessen und belege deshalb das Modul «Thermo and Fluid Dynamics Simulation», das nur in Englisch angeboten wird. Ob Fachliteratur, Computerprogramme oder Forschungsarbeiten – die Fachwelt schreibt und spricht Englisch. Deshalb finde ich es wichtig, dass wir im Bachelor-Studium gefordert sind, uns mit der Sprache zu befassen, auch wenn damit für manche Lehrinhalte mehr Zeit nötig ist, um sie zu verstehen.

Damit ich aber nicht nur in der Fachsprache fit bin, sondern mich auch in Alltagssituationen fliessend auf Englisch verständigen kann, mache ich parallel dazu das Cambridge Certificate in Advanced English. Vielleicht verschlägt es mich nach dem Studium ja beruflich ins Ausland – ich hätte nichts dagegen einzuwenden.»

Marcel Schuler (26) aus Hünenberg (ZG), Bachelor in Maschinentechnik (wahlweise englischsprachige Module)



Aus dem Frontalunterricht in eine Diskussionskultur

«Ich stamme aus der nordindischen Region Punjab und lebe jetzt seit drei Jahren in der Schweiz. In Sursee führt die Familie meiner Frau ein Gesundheitszentrum, in dem ich mich um die IT kümmerge. Das Bachelor-Studium Computer Applications absolvierte ich in Indien, schon dort auf Englisch.

Mein Ziel ist der Einstieg in eine internationale Firma, bei der ich mich auch in die Geschäftsentwicklung einbringen kann. Dafür sind vertiefte Englischkenntnisse ein «must». Der Master-Studiengang Business Development and Promotion vermittelt mir also genau das, was ich brauche. In Indien und in der Schweiz wird auf völlig unterschiedliche Weise gelehrt. In meiner Heimat war der Unterricht frontal und theoretisch. Hier pflegen wir mit den Dozierenden eine Diskussionskultur und lernen unser zukünftiges Business anhand von realen Fallbeispielen kennen.»

Karan Sharma (28) aus Indien, Master in Business Development and Promotion



Mit verschiedenen Kulturen zusammenarbeiten

«Ich hätte in San Diego einen Studienplatz gehabt, habe mich dann aber für Luzern entschieden, weil ich die Kombination von Wirtschaftsingenieurwesen und Erneuerbaren Energien reizvoll fand. Mir gefällt es gut hier. Nur ab und zu vermisse ich den Ozean.

Am Studiengang schätze ich den internationalen Aspekt. Viele Wirtschaftsingenieure sprechen im Beruf Englisch; es ist von Vorteil, die englischen Fachbegriffe schon als Student kennenzulernen. Die eine Hälfte meiner Mitstudierenden kommt aus der Schweiz, die andere aus der ganzen Welt. Ich lerne so, mit Menschen aus verschiedenen Kulturen zusammenzuarbeiten.

Die Dozierenden nehmen sich viel Zeit für uns. In den USA ist die persönliche Betreuung oft unmöglich: Dort sitzen Hunderte von Studierenden in einer Vorlesung. Meine Zukunft sehe ich in der Schweiz: Ich möchte Erfahrung in einem Unternehmen im Energiebereich sammeln und mich später selbstständig machen.»

Randy Cotten (25) aus den USA, Bachelor in Business Engineering Sustainable Energy Systems



Traumstudium mit zusätzlichem Pluspunkt

«Mit der Studienrichtung Camera Arts kann ich meine Leidenschaft für Fotografie und mein Interesse an wichtigen gesellschaftlichen Themen verbinden. Dass ich dabei gleichzeitig meine Englischkenntnisse vertiefen kann, ist ein zusätzlicher Vorteil. Zwischen 17 und 20 ging ich in Kanada zur Schule, weil mein Vater an einem Lehrer-Austauschprogramm teilnahm.

Da ich mich auf eine Arbeit in einem internationalen Umfeld vorbereite, bin ich froh, dass wir während des Studiums teilweise Englisch sprechen. Kommt hinzu, dass mir gute Englischkenntnisse den Zugang zu Informationen aus aller Welt erleichtern: Ob in einem internationalen Kunstmagazin oder in der «New York Times», hier finde ich die Themen, die mich interessieren. Hilfreich im Umgang mit verschiedenen Sprachen ist sicher, dass ich zweisprachig aufgewachsen bin: Mit meiner Mutter, sie ist Brasilianerin, kommuniziere ich auf Portugiesisch und mit meinem Vater auf Deutsch.»

Raisa Durandi (27) aus Stans (NW), Bachelor in Camera Arts (zweisprachige Studienrichtung)

Beweglich sein in einem internationalen Umfeld

Berufseinsteiger wie auch erfahrene Spezialisten sind immer häufiger gefordert, sich auf internationalem Parkett zu bewegen und entsprechend vertraut mit Fremdsprachen und anderen Kulturen zu sein. Schweizer Hochschulen nehmen diese Entwicklung auf. Sie erarbeiten entsprechende Angebote, um die Studierenden auf eine Stelle im globalen Umfeld vorzubereiten, ihre Sprachkompetenzen und den Fachvokabular zu verbessern sowie ihr interkulturelles Wissen zu erweitern. Für ausländische Studierende bieten englischsprachige Studiengänge oftmals überhaupt erst die Möglichkeit, in einem anderen Land zu studieren.

An der Hochschule Luzern gibt es Studiengänge mit einzelnen englischsprachigen Modulen, wie beispielsweise den Bachelor in Camera Arts am Departement Design & Kunst. Es werden aber auch fünf Bachelor- bzw. Master-Angebote komplett in Englisch geführt, unter anderem der Bachelor in Business Engineering Sustainable Energy Systems am Departement Technik & Architektur oder die beiden englischsprachigen Schwerpunkte Business Development and Promotion bzw. Tourism des Master of Science in Business Administration am Departement Wirtschaft.

Rund 280 Studierende aus der Schweiz und dem Ausland absolvieren aktuell einen der englischsprachigen Studiengänge. Weitere Informationen zu den Studienangeboten der Hochschule Luzern gibt es unter:

www.hslu.ch/ausbildung



Übernahme Ihrer Daten

Gestalten

Korrektorat, Lektorat

Digital drucken

Falzen und heften

WIRO- und Klebebinden

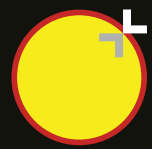
Versandarbeiten

Wir wissen, wie Ihre Arbeit einen guten **Eindruck** macht.

Brunner AG
Druck und Medien
Arsenalstrasse 24
6010 Kriens



www.bag.ch



LUCERNE FESTIVAL



Konzertsaal statt Hörsaal

Studenten erhalten bei LUCERNE FESTIVAL Karten zum Preis von CHF 20 an der Abendkasse.

LUCERNE FESTIVAL
zu Ostern
16. – 24. März 2013

LUCERNE FESTIVAL
im Sommer
16. August – 15. September 2013

LUCERNE FESTIVAL
am Piano
16. – 24. November 2013

www.lucernefestival.ch

Absolventen der Hochschule Luzern bekennen Farbe

Die Alumniorganisation der Hochschule Luzern vereint neu die Ehemaligen aller Departemente. Diese bekennen sich damit zum gemeinsamen Dach der Hochschule Luzern und nutzen ihre neu gewonnene Grösse, um wirkungsvoller für ihre Interessen und jene ihrer Alma Mater einzustehen.

— Gelb, Pink, Schwarz und Gold ergeben ein erdiges Rot. Für das Logo der neuen Ehemaligenvereinigung Alumni Hochschule Luzern mischten Designer die Farben der vier bislang eigenständigen Absolventenorganisationen der Departemente Technik & Architektur, Wirtschaft, Soziale Arbeit und Design & Kunst. Im Oktober 2012 schlossen sie sich zusammen, neu hinzugekommen sind auch Absolventinnen und Absolventen der Hochschule Luzern – Musik.

2008 fanden sich die fünf Departemente unter dem Dach der Hochschule Luzern zusammen. Die Alumni haben durch ihren Zusammenschluss diesen Schritt nun strukturell nachvollzogen, verfolgen damit aber auch inhaltlich ein ähnliches Ziel wie die Bildungsinstitution: «Wir wollen den Austausch zwischen den Fachrichtungen fördern», erklärt Markus Odermatt, Co-Präsident der Alumni.

Geborgenheit in Grösse

Dem Wort Alumnus zugrunde liegt das Wort alere, was auch «aufziehen» bedeutet. Der Alumnus war ursprünglich ein Erstsemestler, der von einem älteren Studenten an die Hand genommen und in das wissenschaftliche und soziale Leben in seiner neuen Umgebung eingeführt wurde. Die Bedeutung des Worts



Die Logofarbe der Alumni basiert auf den vier Farben ihrer Vorgängerorganisationen.

hat sich verändert, das Gefühl des aufgehobenseins spielt aber auch in Ehemaligenvereinigungen eine wichtige Rolle. «So aufregend der Start ins Berufsleben auch war, ich habe die Hochschule Luzern – Wirtschaft mit einem leisen Bedauern verlassen», erklärt Co-Präsident Fabian Zurfluh. Als Mitglied der Alumni bleibe der Kontakt zur Ausbildungsstätte, aber auch zu den Kommilitoninnen und Kommilitonen weiterhin bestehen. Mit rund 4'000 Mitgliedern gehören die Alumni der Hochschule Luzern heute im Fachhochschulbereich zu den grössten Absolventenvereinigungen der Schweiz. Doch macht nicht gerade Grösse es schwierig, Nähe her-

zustellen? «Wir sehen es als Herausforderung, den Mitgliedern die Geborgenheit einer kleinen Organisation mit den Vorteilen eines grossen Vereins zu bieten», sagen die beiden Co-Präsidenten. Die Organisation gliedert sich in Departments- und Themengruppen, denen sich die Mitglieder anschliessen können. Das Spektrum ist breit: Bereits implementiert ist die Gruppe «Tourismus», aber auch eine Gruppe «Mountainbiking» ist möglich.

Im Einsatz für die Hochschule

Wer meint, die Ehemaligen würden nur in alten Zeiten schweben, irrt sich. Verbunden durch eine wissenschaftliche Nabelschnur zur Alma Mater, sind sie über das Geschehen an der Hochschule Luzern informiert, pflegen den Kontakt mit Dozierenden, sind ein wichtiges Bindeglied im Austausch zwischen Wirtschaft und Hochschule und fördern Studierende, indem sie herausragende Diplomarbeiten auszeichnen. Nicht zuletzt behalten die Alumni die Bildungspolitik und den Arbeitsmarkt im Auge. Sie scheuen sich auch nicht, sich öffentlich für die Anliegen ihrer Mitglieder und diejenigen ihrer ehemaligen Ausbildungsstätte einzusetzen. Odermatt: «Mit der jetzigen Grösse hat unsere Stimme an Gewicht gewonnen.» Sarah Nigg

Facts & Figures Alumni Hochschule Luzern

Gründung: Oktober 2012
Mitglieder: rund 4'000
Vorstandsmitglieder: neun aus allen fünf Departementen und der Geschäftsleitung der Hochschule Luzern
Mitgliedschaft: Zugelassen sind Absolventinnen und Absolventen der Aus- und Weiterbildungsstudiengänge sowie Dozierende und ehemalige Dozierende.
Alumni Hochschule Luzern ist Mitglied im Dachverband FH SCHWEIZ.
www.alumnihsu.ch



Auch Fondue-Essen will gelernt sein – im Modul «Swissness» für ausländische Studierende der Hochschule Luzern.

Drei Punkte für ein Rendez-vous mit Helvetia

Ein spezieller Kurs soll ausländische Studierende mit den Eigenheiten der Schweiz und ihrer Bewohner bekannt machen. In «Swissness – Swiss Culture» lernen sie alles über die direkte Demokratie und die Zubereitung des perfekten Käsefondues.

Die Masse hat einfach noch nicht die richtige Konsistenz. «Do we need more wine?», rätseln Randy aus den USA und Karol aus Polen. Die beiden Studenten bereiten ihr erstes Käsefondue zu. Schliesslich entscheiden sie sich dafür, einen Löffel Maizena einzurühren, und schon bald steht das dampfende Caquelon auf dem Tisch.

Diese praktische Übung in Kulinarik ist einer der Höhepunkte des Moduls «Swissness – Swiss Culture», das die Dozentin Nina Zimnik leitet. «Im Kurs lernen die Studierenden Land und Leute kennen und können mit diesem Wissen ihr Leben und ihr Studium hier besser bewältigen», erklärt die Kulturwissenschaftlerin. «Sie interessieren sich beispielsweise sehr dafür, welche Hobbys

Fotos: Martin Vogel

die Schweizerinnen und Schweizer betreiben. Und sie sind froh, wenn sie bei einer Einladung in einen Schweizer Haushalt schon wissen, dass man vor dem Essen miteinander anstösst. Das ist nämlich ein Brauch, der andernorts kaum bekannt ist.» Jelena Perkucin aus Serbien illustriert mögliche Fettnäpfchen am

«Ich war erstaunt, dass der Salat hier als Vorspeise serviert wird.»

Jelena Perkucin, Studentin, Serbien

Tisch gleich mit einem Beispiel: «Ich war erstaunt, dass der Salat hier als Vorspeise serviert wird. In Serbien gibt es ihn erst zum Hauptgang oder danach.» Sie hat die Schweizer als grosse Freunde von sportlichen Aktivitäten in der freien Natur kennengelernt. Diesen Winter will sie zum ersten Mal selber die Pisten hinunterflitzen. Dafür hofft sie auf Schnee und Sonnenschein: Das schlechte Wetter in ihrem ersten Sommer in Luzern sei bis jetzt die einzige Enttäuschung in der Schweiz gewesen.

Mit Vertrauen statt Bodyguards in die «Arena»

Auf dem Lehrplan des Swissness-Moduls stehen neben hiesigen Essgewohnheiten und Sportarten auch Geschichte, Politik

und Kultur, die Landessprachen und der «Röstigraben» sowie die lange Uhrmachertradition. Unterrichtslektüre ist unter anderem Diccon Bewes' Buch «Swiss Watching». Der Brite hat die Schweizer und ihre Eigenheiten genau studiert und in seinem Bestseller liebevoll beschrieben. Der in Englisch angebotene Kurs steht allen Studierenden der Hochschule Luzern offen; ausländische Studierende aus dem Departement Technik & Architektur bekommen sogar drei Kreditpunkte angerechnet, wenn sie die mündliche Prüfung bestehen. Leicht verdient seien diese nicht und es seien auch schon Studierende durchgefallen, sagt Nina Zimnik. «Ich erwarte, dass sie ihre Präsentationen und Arbeiten gewissenhaft vorbereiten und fristgerecht einreichen. Die Studierenden sollen auch die Bedeutung von Verbindlichkeit kennenlernen, die erst das gute Zusammenleben in der Schweiz ermöglicht.»

Der Kenianer Henry Wittmer wohnt mit seiner Schweizer Frau in Lenzburg und pendelt dreimal wöchentlich nach Horw zum Studium, das er berufsbegleitend absolviert. Als eindrücklich empfindet er das Vertrauen, das die Leute in der Schweiz einander entgegenbringen, etwa in der Sendung «Arena», in der sich die Politikerinnen und Politiker ohne Leibwächter auf hitzige Debatten einlassen. Nina Zimnik bekräftigt, dass dieses Vertrauen in die Redlichkeit der



Typische Schweizer Eigenheit: das Anstossen vor der gemeinsamen Mahlzeit.

Mitmenschen, auf dem letztlich das ganze System der direkten Demokratie basiere, die ausländischen Studierenden immer wieder erstaune.

Ausländische und Schweizer Studierende profitieren

Mittlerweile sind die Caquelons leer. Die Studentinnen und Studenten lehnen sich zurück und nippen am Kirschkorn, welcher der Engadiner Nusstorte noch etwas Platz im Magen schaffen soll. Randy Cotten aus San Diego sind schon viele helvetische Gewohnheiten ans Herz gewachsen, denn er hat eine Schweizer Freundin. Diese hatte bei ihm in den USA bereits ein neues Zuhause gefunden. Doch weil Cotten auf der Website der Hochschule Luzern mit dem englischsprachigen Studiengang in Wirtschaftsingenieurwesen sein Traumstudium

«Die Studierenden lernen Land und Leute kennen und können so ihr Leben und ihr Studium hier besser bewältigen.»

Nina Zimnik, Dozentin

entdeckt hatte, zogen die beiden in die Schweiz. «Dank dem Swissness-Kurs kenne ich jetzt nicht nur die wichtigsten Fakten zur Schweizer Politik, Geschichte und Wirtschaft, sondern weiss auch etwas über Alberto Giacometti und Le Corbusier, die mir», so schmunzelt er, «ab und zu im Portemonnaie begegnen.»

Hin und wieder komme es vor, dass auch Schweizer Studierende das Modul besuchen wollten, erzählt Kursleiterin Zimnik. Sie begrüsst das, denn diese erhielten eine neue Sichtweise auf ihr Land. Ausserdem übten sie sich im Englischen, wenn sie sich mit den ausländischen Kursteilnehmenden austauschten. «Die begehrten Credits», lacht Zimnik, «erhalten die Schweizer Studierenden für das Modul aber nicht.»

Eva Schümperli-Keller

Ausführlichere Finanzberichterstattung

Ab dem 1. Januar wendet die Hochschule Luzern einen neuen Standard für die Rechnungslegung an: Swiss GAAP FER. Dieser löst die bisherige Buchführung nach dem Obligationenrecht ab. Mit dem neuen Standard wird die Finanzberichterstattung ausführlicher und nach dem Grundsatz von True and Fair View erstellt. Das Ziel von Swiss GAAP FER besteht darin, die tatsächliche Vermögens-, Finanz- und Ertragslage einer Institution zu vermitteln. Die Fachempfehlungen zur Rechnungslegung (FER) sind besonders bei KMU in der Schweiz weit verbreitet und als eine Art Qualitätslabel für die Finanzberichterstattung zu verstehen.

Hochschule an der LUGA

Am 26. April öffnet mit der LUGA wieder die grösste Publikumsmesse der Zentralschweiz ihre Tore. Bis zum 5. Mai wird sie über 100'000 Besucherinnen und Besucher anziehen. Dieses Jahr ist zum ersten Mal auch die Hochschule Luzern mit einem Stand vertreten. Die Bodenfläche des Messestandes in der Halle 2 ist eine Landkarte, die die Standorte der fünf Departemente abbildet.

www.luga.ch



Im Frühling ist die Hochschule Luzern an der LUGA mit dabei.

Grünes Licht für Musik-Neubau

Das Departement Musik der Hochschule Luzern ist derzeit auf mehrere Standorte verteilt und platzt aus allen Nähten. Nun hat der Konkordatsrat einem Neubau beim Südpol Luzern zugestimmt. Das neue Gebäude soll 2017 bezogen werden. Es wird rund 78 Millionen Franken kosten und auf der Basis eines privaten In-



Alle Musikstile unter einem Dach: 2017 soll der Neubau für das Departement Musik stehen.

vestorenmodells finanziert. Bei diesem Modell erwirbt ein Investor das erforderliche Grundstück, finanziert den Bau und vermietet die Räume langfristig der Hochschule Luzern. Investorin ist die Luzerner Pensionskasse. Die Projektorganisation bereitet derzeit das Wettbewerbsverfahren für den Neubau vor.

Info-Abend: weiterlernen und weiterkommen

An der Hochschule Luzern besuchen knapp 4'500 Berufsleute Weiterbildungen und Kurse. Am 6. März bietet die Hochschule eine Plattform für diejenigen, die das passende Bildungsangebot für ihre berufliche und persönliche Entwicklung noch suchen: den Abend der Weiterbildung. Fachpersonen der Departemente Technik & Architektur, Wirtschaft, Soziale Arbeit sowie Design & Kunst geben Auskunft zu über 300 Angeboten. Für die Karriereplanung steht Interessierten auch die Laufbahnberatung offen. Diese sowie der Anlass selbst sind kostenlos.

www.hslu.ch/adw

Informatikunterstützung für die PH Luzern

Seit Januar 2013 ist der Informatikdienst der Hochschule Luzern auch für die Mitarbeitenden und Studierenden der Pädagogischen Hochschule Luzern verantwortlich. Das PH-Informatikteam wird dafür in jenes der Schwesterinstitution integriert. «Die Komplexität der Themen und die kurze Halbwertszeit des Fachwissens können von einem grösseren Team besser bewältigt werden», erklärt Andreas Kallmann, Verwaltungsdirektor der Hochschule Luzern. Zudem können dank Synergien auch Kosten gesenkt werden – davon profitieren die finanzierenden Kantone. Bis zum Jahresende soll die Eingliederung abgeschlossen sein.

Studenten entwickeln Campus-App



Die Campus-App informiert auf einen Blick.

Studierende, Mitarbeitende und Gäste der Hochschule Luzern – Technik & Architektur können sich nun leichter durch den Campus in Horw navigieren. Informatikstudenten entwickelten eine App, mit der man über eine interaktive 3-D-Ansicht Räume orten sowie freie Parkplätze und das Mittagessen in der Mensa abfragen kann. Die App enthält ausserdem Infos zu Öffnungszeiten, News und Events der Hochschule Luzern. Studierende können ihre Stundenpläne importieren und auf die E-Learning-Plattform Ilias zugreifen. Vorerst ist die App nur für Android-Phones erhältlich (unter play.google.com). Die App fürs iPhone soll im kommenden Semester folgen.

«Facemania» – spielend den Umgang mit Social Media lernen

Cyber-Mobbing, sexuelle Belästigung im Chat, Missbrauch persönlicher Daten: Jugendliche sind sich der Risiken, die mit dem Internet verbunden sind, oft nicht bewusst. Das von Studierenden der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit im Auftrag der Schulsozialarbeit Muri entwickelte Brettspiel «Facemania» macht Schülerinnen und Schüler für den rich-

tigen Umgang mit sozialen Medien fit. Beantworten sie Fragen korrekt oder handeln sie in bestimmten Situationen richtig, erhalten sie «Gefällt mir»-Chips. Verhalten sie sich nicht angemessen, stellen sie etwa Kollegen mit peinlichen Fotos im Netz bloss, verlieren sie die mühsam gesammelten Punkte wieder. Weitere Infos: info@facemania.ch



Fotos: Priska Ketterer, Susanne Gmür, Fabienne Fisch, zVg

Wo lauern Risiken? Das neue Brettspiel sensibilisiert Jugendliche für Social Media.

Wettbewerb



Gewinnen Sie ein CyberTool von Victorinox! Wir verlosen sechs Stück im Gesamtwert von 550 Franken. Das Taschenmesser umfasst neben den klassischen Funktionen Werkzeuge für PC-Anwender, Elektroniker und Bastler.

Beantworten Sie dafür folgende Frage richtig:

Wer stellt den Schweizer Hochschulen am meisten Geld für Forschungsarbeiten zur Verfügung?

- a) Bund
- b) Kantone
- c) Privatwirtschaft

Bitte senden Sie die richtige Lösung und Ihre Postadresse an:

redaktion-magazin@hslu.ch

Teilnahmeschluss: 11. März 2013

Die Gewinner werden per E-Mail benachrichtigt. Über den Wettbewerb wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Feedback

- Möchten Sie
- ein weiteres Exemplar des vorliegenden Magazins bestellen,
 - das Magazin nicht mehr erhalten,
 - eine Adressänderung bekanntgeben,
 - uns Ihre Anregungen und Ihre Kritik übermitteln?

Schreiben Sie uns an:
abo-magazin@hslu.ch

Mitte Februar bis Ende Mai 2013

Hochschule Luzern Technik & Architektur

25.1.–15.3.2013
Ausstellung LuzernSüd und LausanneWest
Resultate des Studienauftrags LuzernSüd Eichhof-Schlund sowie Dokumentation zum Richtplan «Ouest Lausanne». Ort: Campus, Technikumstrasse 21, Horw. Zeit: Mo–Fr 8.00–22.00 Uhr, Sa 8.00–17.00 Uhr

20.2./13.3.2013
Besichtigung iHomeLab
Das Forschungslabor für Intelligentes Wohnen lädt zu öffentlichen Führungen ein. Eintritt frei. Anmeldung: info@ihomelab.ch. Ort: Technikumstrasse 21, Horw. Zeit: 17.00–18.00 Uhr

21.2./19.3./17.4.2013
Info-Veranstaltung Bachelor-Studium
Ort: Technikumstrasse 21, Horw. Zeit: 18.00 Uhr

4.3.2013
Info-Veranstaltung Zulassungsstudium
Für Interessenten, die mindestens 25 Jahre alt sind und keinen (Berufs-)Matura-Abschluss haben. Ort: Technikumstrasse 21, Horw. Zeit: 18.00 Uhr

26.3.2013
9. ZIG-Planerseminar
Der Anlass richtet sich u.a. an Planende, Architekten und Bauherren. Ort: Technikumstrasse 21, Horw. Zeit: 13.30–17.30 Uhr. Programm und Anmeldung: www.hslu.ch/planerseminar

24.4.2013
Info-Veranstaltung Master of Science in Engineering
Ort: Technikumstrasse 21, Horw. Zeit: 16.45–18.00 Uhr

Lucerne University of Applied Sciences and Arts

HOCHSCHULE LUZERN

FH Zentralschweiz

Hochschule Luzern Wirtschaft

25.2./13.3.2013
Info-Veranstaltung Master International Financial Management
Vorgestellt wird das neue, englischsprachige Master-Studium in International Financial Management. Ort: Zentralstrasse 9, Luzern. Zeit: 18.00–19.00 Uhr. Anmeldung: master.business@hslu.ch

25.2./27.3.2013
Info-Veranstaltung Master Business Administration
Ort: Zentralstrasse 9, Luzern. Zeit: 18.00–19.00 Uhr. Anmeldung: master.wirtschaft@hslu.ch

25.2./27.3.2013
Info-Veranstaltung Master Wirtschaftsinformatik
Ort: Zentralstrasse 9, Luzern. Zeit: 18.00–19.00 Uhr. Anmeldung: master.wirtschaft@hslu.ch

25.2./27.3.2013
Info-Veranstaltung Master Banking and Finance
Ort: Grafenauweg 10, Zug. Zeit: 18.00–19.00 Uhr. Anmeldung: master.wirtschaft@hslu.ch

4./18./25.3.2013
19. KMU-Forum Zug
Kostenloser Anlass für alle Interessierten. Mehr unter: www.hslu.ch/w-ifz-kmu-forum

17.–19.4.2013
World Tourism Forum Lucerne
Mehr unter: www.wtflucerne.org

6.3.2013

Abend der Weiterbildung

Über 300 Weiterbildungsangebote der Hochschule Luzern werden vorgestellt. Zudem gibt es eine kostenlose Laufbahnberatung (Vor Anmeldung erforderlich). Eintritt frei. Ort: Zentralstrasse 9. Zeit: 17.00–20.00 Uhr. Mehr unter: www.hslu.ch/adw

Impressum Herausgeberin: Hochschule Luzern, Werftstrasse 4, Postfach 2969, 6002 Luzern, Internet: www.hslu.ch/magazin
Redaktion Hochschule Luzern: Sigrid Cariola (Chefredaktorin), Sarah Nigg, Simone Busch, Eva Schümperli-Keller, Susanne Gmür
E-Mail: redaktion-magazin@hslu.ch **Konzept:** Infel AG, www.infel.ch **Redaktion Infel:** Simona Stalder **Gestaltung Infel:** Diana Lischer **Inserate:** Claudia Aulepp, Tel. 041 228 40 23, claudia.aulepp@hslu.ch **Abo-Bestellung oder -Änderung:** abo-magazin@hslu.ch **Lithos:** ReprosCanGroup, www.reproscan.ch **Druck:** UD Print AG, Luzern
Gesamtauflage: 40'000 Exemplare **Erscheinungsweise:** 3x jährlich Dieses Magazin wird klimaneutral gedruckt.

Hochschule Luzern Soziale Arbeit

20.2./20.3./24.4./22.5.2013
Info-Veranstaltung Bachelor Soziale Arbeit
Informationen zum Bachelor-Studium Soziale Arbeit mit den Studienrichtungen Sozialarbeit, Soziokultur und Sozialpädagogik. Ort: Inseliquali 12b, Luzern. Zeit: 17.00–18.45 Uhr

20.2./20.3.2013
Info-Veranstaltung Master Soziale Arbeit
Ort: Werftstrasse 1, Luzern. Zeit: 17.30–19.00 Uhr. Anmeldung: master.sozialarbeit@hslu.ch

27.–28.2.2013
18. Filmtage Nord/Süd global21
Gezeigt werden neue, für Bildungsarbeit und Unterricht ausgewählte und empfohlene Filme. Die Hochschule Luzern – Soziale Arbeit ist Kooperationspartnerin des Anlasses. Ort: PHZ Luzern, Frohburgstrasse 3, Luzern. Zeit: 17.30–21.00 Uhr. Website: www.filmeeinelwelt.ch

18.4.2013
10. Luzerner Tagung zum Sozialhilferecht
Die Tagung mit dem Titel «Sozialhilferecht gestern – heute – und morgen?» würdigt die Entwicklungen in der Sozialhilfe der letzten Jahre. Ort: Inseliquali 12b, Luzern. Zeit: 9.15–16.15 Uhr. Kosten: CHF 350. Programm und Anmeldung: www.hslu.ch/sozialhilferecht

Hochschule Luzern Design & Kunst

14.2./7.3.2013
Info-Veranstaltung Master Design
Interessierte erhalten einen Überblick über den Master-Studiengang Design mit den Ausrichtungen Animation, Graphic Design, Illustration, Product Design, Service Design, Short Motion und Textiles. Ort: Baselstrasse 61b. Zeit: 17.00–18.00 Uhr



20.2./26.2./14.3.2013
Info-Veranstaltung Master of Arts in Fine Arts
Die Studiengangleitung stellt den Master of Arts in Fine Arts mit den Schwerpunkten Art in Public Spheres und Art Teaching vor. Ort: Cabaret Voltaire, Spiegelgasse 1, Zürich (20.2.); Kaskadenkondensator, Brunweg 7, Basel (26.2.); Sentimatt 1, Luzern (14.3.). Zeit: 18.00 Uhr (ZH/BS); 18.45 Uhr (LU)

14.3.–23.5.2013
Inputveranstaltungen Master of Arts in Fine Arts
Fünf öffentliche Referate zu aktuellen künstlerischen Strategien. Ort: Sentimatt 1, Luzern. Zeit: 17.00–18.30 Uhr

21.5./4.6.2013
Info-Abend CAS/MAS Kulturmanagement Praxis
Ort: Sentimatt 1, Luzern (21.5.); KME Kant. Maturitätsschule für Erwachsene, Mühlebachstrasse 112, Zürich (4.6.). Zeit: 18.30–19.30 Uhr

Hochschule Luzern Musik

12.3./23.4.2013
Step Across The Border
Studierende spielen mit einem Gastmusiker: Arve Henriksen (NOR) (12.3.); Urban Mäder (CH) (23.4.). Ort: Theater Pavillon Luzern (12.3.); Heiliggeistkapelle Luzern (23.4.). Eintritt frei. Zeit: 19.30 Uhr

19.3.2013
Konzert im Rahmen des Lucerne Festival zu Ostern
Auftritt des Akademiechors Luzern und der Jungen Philharmonie Zentralschweiz. Leitung: Howard Arman. Ort: Jesuitenkirche Luzern. Zeit: 19.30 Uhr. Tickets: www.lucernefestival.ch

21.–23.3.2013
Wege der Wahrnehmung: Film und Musik
Mini-Festival in Kooperation mit Fumetto. Ort: Südpol Luzern. Mehr unter: www.hslu.ch/film-und-musik

28.3.2013
Premiere: «Alice» / Schauspielmusical von Tom Waits
Studierende der Hochschule Luzern und der ZHdK in einer Koproduktion mit dem Luzerner Theater. Weitere Aufführungen: 5./14./18./20./22./26. April 8./19. Mai/6./16. Juni. Ort: UG Luzerner Theater. Zeit: 20.00 Uhr. Tickets: www.luzernertheater.ch

17./19.5.2013
Konzert der Jungen Philharmonie Zentralschweiz
Die Junge Philharmonie Zentralschweiz spielt unter der Leitung von Andreas Brenner Werke von Haydn, Debussy, Holst. Eintritt frei. Ort: GZI Seminar- und Kongresshotel, Nottwil. Ort: Park Hotel Weggis. Zeit: 19.30 Uhr (17.5.); 17.00 Uhr (19.5.)

Tages-Anzeiger, 11. Januar 2013

Finma soll die Banken kritischer beaufsichtigen

In einem Interview mit dem «Tages-Anzeiger» kritisiert Monika Roth, Professorin für Finanzmarktrecht an der Hochschule Luzern, die Finanzmarktaufsicht dafür, dass sie Banken nicht verzeigt, die Gelder aus korrupten Quellen weisswaschen. «Mir ist es ein Rätsel, weshalb die Finma in solchen Fällen nicht konsequent Strafanzeige gegen Banken einreicht, obwohl das Gesetz sie dazu verpflichtet. Man muss sich auch fragen, wo die Revisionsfirmen der Banken all die Jahre hingeschaut haben, warum sie nichts gemerkt haben.»



Neue Luzerner Zeitung, 15. Januar 2013

Texte der US-Lyrikerin Emily Dickinson vertont

Die «Neue Luzerner Zeitung» berichtet über das SRF2-Hörspiel «Der Gaukler Tag» der amerikanischen Lyrikerin Emily Dickinson (1830–1886). Dieses wurde von Susanne Abbuehl, Dozentin für Jazz-Gesang, und Studierenden der Hochschule Luzern erschaffen. Sprecherinnen sind Lauren Newton und Marie Jung. «Susanne Abbuehl gelingt es mit dieser traumwandlerischen Musik, die Gedichte der Emily Dickinson und ihre Briefzeilen als fernverwehende Rufe in den Klang hineinzuführen, ohne auf ein planes Begleiten oder Übertragen von Worten zu verfallen.»



SR DRS2 aktuell, 24. November 2012

Spuren des Tourismus im Alpenraum

Die Publikation «Destination Kultur – Die Kultur des Tourismus», herausgegeben von Peter Spillmann von der Hochschule Luzern – Design & Kunst, befasst sich in zehn Beiträgen und vier Gesprächen mit den Auswirkungen von Tourismus auf Orte und Menschen. Die Sendung DRS2 aktuell greift die Veröffentlichung in einem Beitrag auf: «Das Spektrum der Themen ist in diesem Band so weit gefasst wie der Titel. Die Autoren zeigen an verschiedenen Schauplätzen auf, welche Folgen das touristische Bedürfnis nach Erlebnis- und Konsum hat.»

Neue Zürcher Zeitung, 9. November 2012

Basis für Fachhochschule breiter abgestützt

Die «Neue Zürcher Zeitung» vermeldet, dass die fünf Departemente der Hochschule Luzern künftig von den Zentralschweizer Kantonen Luzern, Uri, Schwyz, Obwalden, Nidwalden und Zug gemeinsam getragen werden. «Wie Rektor Markus Hodel ausführte, wird damit das Management der Hochschule erleichtert. Neu geregelt wird auch die Finanzierung. Vom Jahresumsatz der Hochschule Luzern von rund 200 Millionen Franken leisten die Konkordatskantone rund einen Drittel. Für den Schwyzer Bildungsdirektor Walter Stählin stärken die neuen Rechtsgrundlagen «das Erfolgsprodukt Hochschule Luzern.»

Bündner Tagblatt, 11. Januar 2013

Vorgaben für nachhaltige Winterspiele

Das «Bündner Tagblatt» schreibt über die Medienorientierung zur Charta für Nachhaltigkeit, Innovation und Vermächtnis (NIV), die im Hinblick auf die Kandidatur von St. Moritz für die Olympischen Winterspiele 2022 vorgestellt wurde. «Es ist sehr ambitiös, mehr machen zu wollen als nur gute Olympische Spiele», sagt Jürg Stettler von der Hochschule Luzern, während er die NIV-Charta vorstellt, die dafür sorgen soll, dass von den Olympischen Winterspielen mehr zurückbleibt als die Erinnerung an eine 14-tägige Party.»

Blick am Abend, 13. Dezember 2012

Pumpen und spenden für Entwicklungsländer

«Unser Schweiss für sauberes Wasser in Entwicklungsländern – so funktioniert das Prinzip der Wasserpumpe auf dem Europa-platz, die von Studenten der Hochschule Luzern aufgebaut wird», berichtet der «Blick am Abend» im Hinblick auf eine grosse Spendenaktion des SRF. «Die Idee: Bevor jemand an der Glasbox Geld für Jeder Rappen zählt einwirft, geht's zur Pumpe: Man legt fest, wie viel Rappen man pro Liter spendet», erklärt Benjamin Eichin, Student an der Hochschule Luzern – Technik & Architektur in Horw. Danach kann man zwei Minuten lang strampeln.»



Eine Geschichte, ein emotionales Feld, eine Komposition

Lyrische Saxophonklänge sind nicht das, was einem zuerst in den Sinn kommt, wenn man an modernen Jazz denkt. Erst recht nicht, wenn der Komponist noch keine dreissig ist. Gregor Frei sieht das anders.

■ Jazzclub «Moods» in Zürich. Seit Januar 2012 ist Gregor Frei hier stellvertretender Programmleiter. Aus täglich bis zu 300 Anfragen wählt er die besten Bands, überraschendsten Solisten und verheissungsvollsten Newcomer aus. Als er an der Hochschule Luzern Saxophon

studierte und sein Lehr- und Konzertdiplom machte, hoffte er, als Lehrer über die Runden zu kommen. Holzblasinstrumente scheinen im Moment jedoch nicht so attraktiv, und mit wenigen Schülern konnte sich Frei finanziell nur knapp über Wasser halten. Daneben setzte er



Zur Person

Gregor Frei, 1983, arbeitet als stellvertretender Programmleiter im Jazzclub Moods in Zürich. Sein eigentlicher Beruf ist der des Saxophonlehrers mit Konzertdiplom; für beides besuchte er die Hochschule Luzern – Musik. 2008 und 2011 bildete er sich in New York in Komposition weiter. Seit sieben Jahren ist er Leader der Band ASMIN, mit der er zwei CDs aufgenommen hat. Er lebt in Zürich.

sich für Lophon, eine Luzerner Jazzbühne, ein. Im «Moods» ist er nun «in a good mood». Hier kann er sich für den Jazz einsetzen und hat erst noch ein sicheres Einkommen.

Mit seiner Band ASMIN wurde Gregor Frei 2010 für den ZKB-Jazzpreis nominiert und 2011 ans Suisse Diagonales Festival eingeladen. Hört man in seine Musik hinein und erwartet, sich mit anstrengendem Jazz auseinandersetzen zu müssen, ist man überrascht. Man vernimmt so etwas wie Easy-Listening-Musik, der oft das Attribut «banal» anhaftet. Wer zur zeitgenössischen Jazzgeneration gezählt werden will, glaubt man zu wissen, kann nicht so komponieren. Der 29-Jährige lächelt matt. Er kennt dieses Urteil über seine Musik. Schon während des Studiums spöttelten Kommilitonen, weil er gefällige Musik machte und modernen Jazz als Begegnung verschiedener Musikstile verstand. Gregor Frei kann nicht anders.

«Ich baue meine Kompositionen auf einem Gedicht, einer Geschichte oder einem Foto auf, die in meinem Kopf und meinem Körper ein positives Empfinden hervorrufen. Dieselbe Geschichte erzähle ich oft auch den Bandmitgliedern, damit wir uns beim Interpretieren und Improvisieren im gleichen gedanklichen Raum bewegen.» Das klingt esoterisch, der Erfolg ist aber wissenschaftlich belegt. In einem Projekt mit einem Forscher des CERN wies Frei nach, dass derselbe Ton je nach emotionaler Körperspannung des Musikers anders klingt: warm oder schwermütig, leicht oder verstörend. Dies macht er sich zu Nutze, um lyrischen Jazz entstehen zu lassen, der von Rock, Blues und Soul beeinflusst ist, aber die Frei'sche Handschrift trägt. «Jazz ist nicht immer abstrakt und anstrengend, sondern vielseitig und mehrdimensional. Es gibt keinen Grund, ihn rundweg abzulehnen.» Für ein entkrampftes Verhältnis zu dieser Musikgattung leistet Gregor Frei auch ganz konkret einen Beitrag, wenn er im Herbst mit ASMIN durch Deutschland, Österreich und die Schweiz tour.

Kathrin Zellweger

Lucerne University of Applied Sciences and Arts

HOCHSCHULE LUZERN

FH Zentralschweiz

Machen Sie Ihren Weg

Professionelle, kostenlose Laufbahnberatung (auf Anmeldung)



Abend der Weiterbildung

Informationen und Beratung zu den Weiterbildungsangeboten.

Mittwoch, 6. März 2013, 17.00 bis 20.00 Uhr

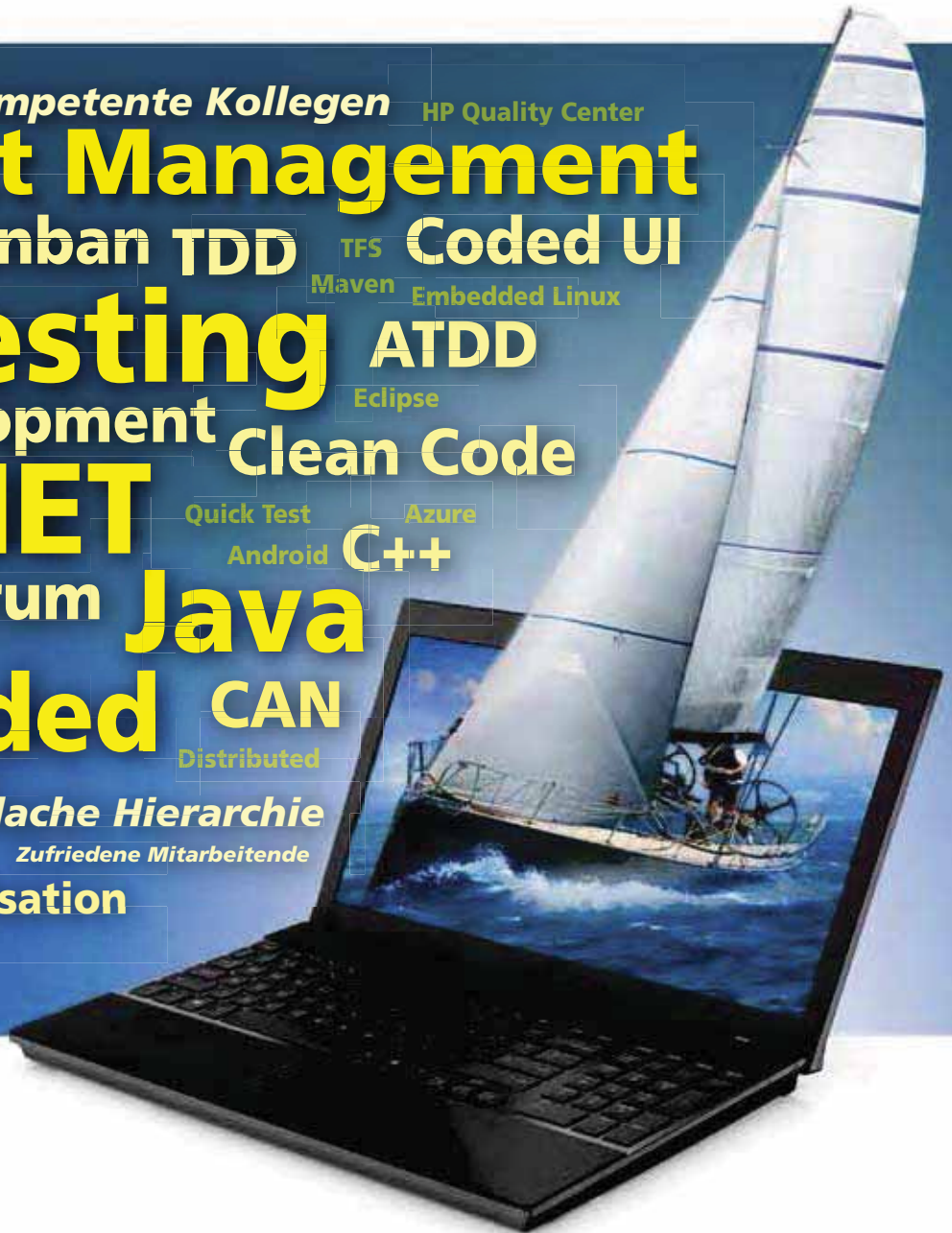
Zentralstrasse 9, Luzern (direkt beim Bahnhof)

www.hslu.ch/abendderweiterbildung

TOP-JOBS FÜR SOFTWARE-INGENIEURE



Kompetente Kollegen HP Quality Center
Project Management
Mobile App Kanban TDD TFS Coded UI
Klare Vision CI **Testing** ATDD
Agile Development Clean Code
Java EE **.NET** Quick Test Azure
OO Silverlight Android C++
OSGi ARM Scrum **Java**
Embedded CAN
Platform Independent Distributed
Multi-Core *Flache Hierarchie*
Zufriedene Mitarbeitende
Virtualisation



Wir von bbv erachten aktuelle Methoden und Technologien als zentrale Elemente unseres Erfolges und sehen unsere Mitarbeitenden als unser grösstes Kapital. Einsatzbereitschaft und Eigenverantwortung sind uns wichtig und herausfordernde Projekte, stetige Förderung und konsequente Weiterbildung liegen uns am Herzen.

Bewerben Sie sich noch heute!

